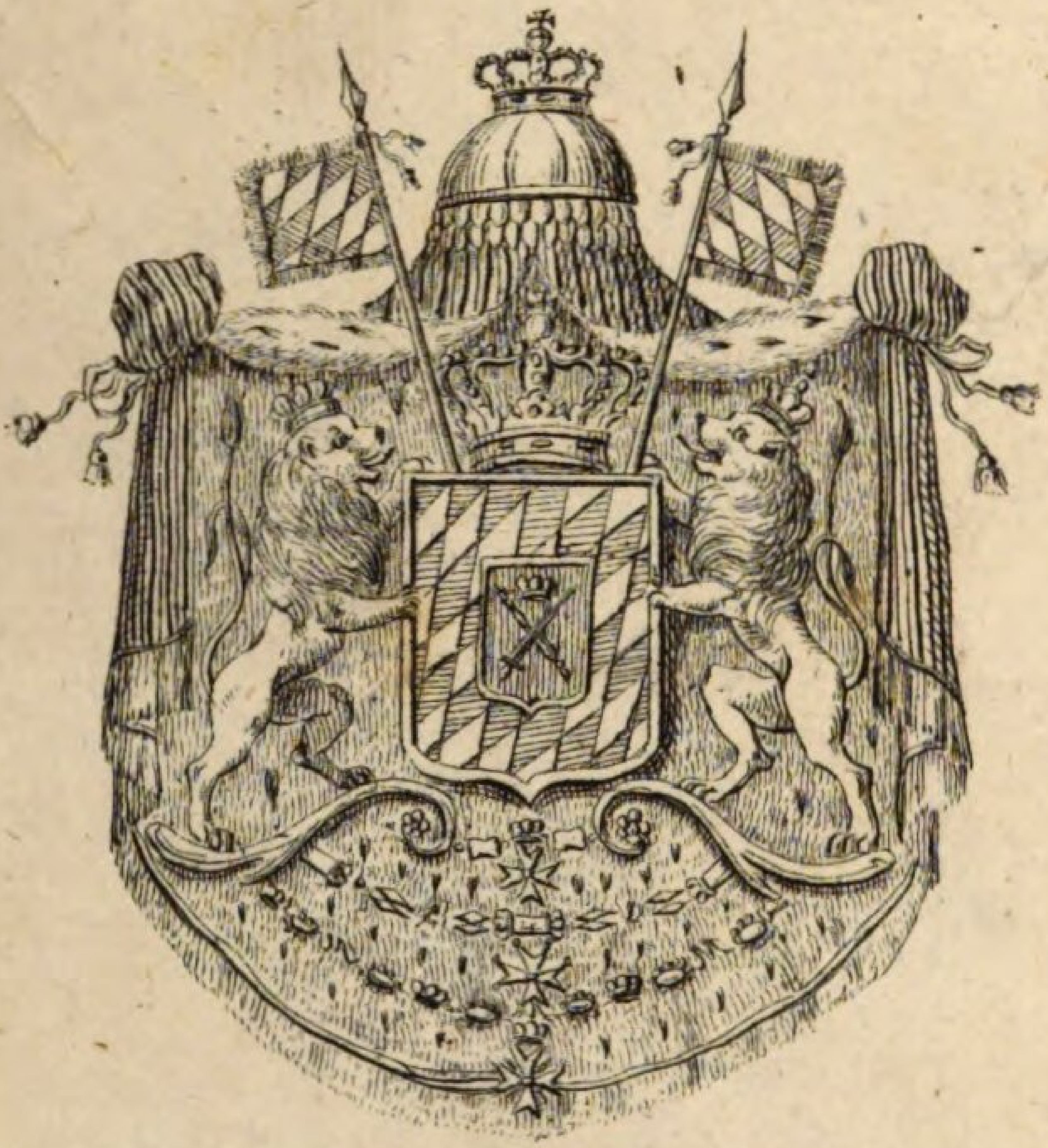
P.O. germ.
844 h

. Germ.
844 h.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Licht und Schatten

in dem

Leben

Heinrich Werners.

Ein Beytrag

zur

anthropologischen Moral.

1802.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Meine Absicht bey dieser kleinen Schrift — ob sie ganz wahre Geschichte, oder mit unter Fiktion ist, kann dem Leser gleichgültig seyn — war nicht nur überhaupt nützlich zu seyn, sondern ganz besonders das Gutmachen eines Fehlers ans Herz zu legen, der so häufig und von Personen, die übrigens viele Herzensgüte besitzen, begangen wird, wo man oft aus mancherley Gründen am wenigsten an ein Gutmachen denkt, sondern höchstens genug gethan zu haben glaubt, wenn man das thut, was die meisten bürgerlichen Gesetze — das neue Preussische Gesetzbuch vorzüglich mit Recht ausgenommen — hierüber verordnen.

So viel zur Veranlassung dieses Büchelchens; ich füge nur noch den herzlichen Wunsch bey, daß die Absicht damit möchte erreicht werden, die ich erreichen wollte, und daß es auch von Kunstrichtern nur darnach möchte beurtheilet werden.

Der Verfasser.

Das

Das Dörfchen S. ist in Ansehung seiner Lage eines der angenehmsten im ganzen S** Lande, wo die Natur alle Reize der Manchfaltigkeit ausgespendet. Bald sind fruchtbare Thäler, blumichte Hügel, rieselnde Bäche, rauschende Wasserfälle und ein zu stillen Freuden einladendes Wäldchen.

Bald ist die Aussicht weiter ausgedehnt, und entfernte Gebirge von verschiedener Gestalt und Größe verlieren sich in dem grauen Gewölke.

Bald sieht man eine lachende Landschaft, wo hin und wieder zerstreute Dörfer aus dem laubichten Dunkel junger Erlen, Pappeln und Linden herausblicken.

Bald endlich überrascht das Auge wieder ein unabsehbarer Wiesgrund, fette Saatfelder und lachende Obstgärten.

In diesem Dörfchen nun, ward der Held unserer Geschichte, vielleicht in der ärmsten Hütte des Oertchens, geboren. Seine Eltern waren zwar nur gemeine Bauersleute, aber wegen ihres guten Herzens und schlichten Verstandes von Hohen und Niedern gleich geschätzt. Im Dorfe und in der Nachbarschaft wurde der alte Abraham Werner von allen Vater genannt, weil man immer gewohnt war, zu ihm zu gehen, wenn man eines klugen Rathes in ländlichen und auch andern Geschäften bedurfte und nie seine Absicht dabey verfehlte. Er war aber auch ein Muster der Ehrlichkeit, nach dem sich jeder Dorfsbewohner bilden sollte.

Wer Vieh oder Früchte von ihm kaufte, konnte gewiß seyn, nie übernommen, vielweniger betrogen zu werden.

Wollte jemand z. B. einen Ochsen zum Anspann oder eine Kuh zum Weidgang kaufen, und selbiges war hiezu eines gewissen von dem Käufer so leicht nicht zu bemerkenden Fehlers wegen, nicht brauchbar, so wurde es blos nur zur Mastung, oder wenn es schon leibig war, an den Schlachter verkauft, wenn er auch gleich durch einen solchen Verkauf einen nicht unbedeutenden Einbuß hatte. Beym Verkauf der Hülsenfrüchte erhielten die Käufer jederzeit gute Waare und ein vollgerütteltes Maas. Nichts verabscheute er mehr, als den Grundsatz der Wucherer: bey einigem Anschein von ungünstiger Witterung gleich Mißwachs und Theurung zu prophezeihen, und in dieser niedrigen Hoffnung mit dem Verkauf der Früchte inne zu halten. Zwar pflegte er selbst bey einem ergiebigen Jahrgang eine gewisse Quantität Getreide aufzubewahren, aber nur in der edlen Absicht, um bey einer wirklichen Theurung Arme und Hülfsbedürftige damit

unterstützen zu können, denen er sodann Brod oder Getreide nach Befinden, entweder um geringern Preis verkaufte, auch bis zur künftigen bessern Erndte borgte, oder wohl gar schenkte. Und wenn man ihn im Scherz oder Ernst fragte, warum er denn bey dem allzu gewissenhaften Verkauf des Viehes, Getreids oder dergleichen, von der allgemeinen Sitte abweiche; so verwies er jederzeit auf die trefliche Neutestamentliche Stelle: "Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch." In Entrichtung der obrigkeitlichen Abgaben war er ebenfalls sehr gewissenhaft, denn er beherzigte den Spruch: "Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist;" zu wohl. Auch wenn ihm manche Abgabe etwas drückend schien; so dachte er, vielleicht scheint sie nur mir es zu seyn, und der Staat hat ja selbst zum allgemeinen, folglich auch mit zu meinem Besten großen und starken Aufgang. Wenn er auf

das herrschaftliche Magazin Getreide lieferte; so pflegte er nicht, wie es leider! so häufig zu geschehen pflegt, die geringste Sorte Körner aufzuschütten, welches Beamte schlechterdings nicht gestatten sollten, weil ja dergleichen entweder zur Besoldung oder zum Verkauf, vorzüglich bey Mißjahren, bestimmt ist — sondern eben so gute Waare, als er zu Markte verkaufte.

Beym Erkauf eines handlohnbaren Stück Landes pflegte er allemahl die ganze Kaufssumme anzuzeigen, weil jede verringerte Angabe immer ein Betrug bleibt, und weil ihm auch aus der Erfahrung hinlänglich bekannt war, daß man durch solche beynahe allgemein für gar keine Gattung der Unredlichkeit gehaltene verringerte Angabe oft in die fatalste und mißlichste Lage gekommen ist, ja man durch Entdeckung derselben, selbst an seinem Vermögen einen noch weit größern Nachtheil leiden mußte, als wenn man den Kauf-

schilling gewissenhaft angegeben hätte. So oft das Dorfschulzenamt an ihn kam: so handelte er auch da, als ehrlicher und gewissenhafter Mann gegen seine Obrigkeit und gegen seine Dorfsgemeinde. In keinem Fall vergab er, weder den Rechten dieser noch jener, nur das Mindeste, und fühlte er, daß seine Kräfte zur Beurtheilung der Sache nicht hinlänglich wären; so fragte er deßhalb einen Sachverständigen Mann. Auf allzukünstliche, nur blos auf der Studierstube beym Schein der Nachtlampe ausgeheckte Verbesserung der Landwirthschaft hielt er nicht viel, ob er gleich von Veränderungen, die er entweder durch eigene oder fremde Erfahrung geprüft hatte und nicht allzukostspielig fand, sehr gerne Gebrauch machte, ja selbst bey jeder schicklichen Gelegenheit, vorzüglich im Winter in der Dorfsschenke, dringend empfahl: daher auch gleich bey seinem Eintritt in die Dorfsschenke die Kartenspiele aufhörten, alles still war und ihn bat, von derglei-

chen oder andern ebenfalls nützlichen Gegenständen zu erzählen.

O! wie verdient könnte sich mancher Landmann von schlichtem Verstande und guter Denkungsart machen, wenn er an dergleichen Orten oft den Sprecher auf diese Art machen würde!

Eben so gut pflegte auch Gertraud, das Weib unsers braven Abraham Werners in ihren Verhältnissen zu handeln. Auch sie wurde von den übrigen Dorfsbewohnern und Nachbarn, so wie von ihrem Gesinde herzlich geliebt, weil sie jedermann nützlich zu seyn sich bemühte und letzteres vorzüglich menschenfreundlich und liebreich zu behandeln suchte, ob sie gleich, so wie ihr Mann, nicht zu vertraut gegen dasselbe war: daher auch ihr Gesinde größtentheils so lange bey ihr in Diensten zu bleiben pflegte, bis es sich verheyrathete. Gewiß ein grosser Vortheil für die Wirthschaft des Landmanns, wenn er nicht zu häufig mit dem Gesinde zu wechseln nöthig hat.

Daß so gutherzige und redliche Leute auch gegen die Armuth, ihren Kräften und der Klugheit gemäß, wohlthätig waren, wird wohl nicht nöthig seyn, zu versichern. Immer aber hatten sie ihr Hauptaugenmerk auf die Armen des Dorfs oder der Nähe gerichtet. Fremde Bettelleute erhielten zwar auch von ihnen auf verschiedene Art Wohlthaten, ja sie wurden auch von ihnen in der Scheune beherberget: aber nie gestattete Abraham Werner diesen einen zu langen Aufenthalt weder bey ihm, noch wenn er Dorfsschulze war, im Dorfe überhaupt, weil seiner Meynung nach, leicht oft Gefahr für ein ganzes Dorf oder benachbarte Dörfer durch ein zu langes Beherbergen solcher Landstreicher entstehen kann.

So gutdenkend er übrigens gegen die Armuth war; so erhielten doch junge und starke Manns- oder Weibspersonen, von denen er gewiß wußte, daß sie blos des Müssiggangs we-

gen den Bettelstab in der Hand führten, welches man doch so zimlich wissen kann, vorzüglich durch ihre öftern Besuche — nichts, weil er sagte, daß hier Wohlthaten eigentlich verschwendet würden, und man solcher Art Leute dadurch nur zu einem beständigen Müssigang die Hand biete und sie selbst hindere, der Welt doch noch mit ihren wenigen oder mehrern Kräften nützlich zu werden, folglich statt sie zu unterstützen, ihnen sogar schädlich würde. Wohl dem Orte und der Menschheit selbst, wenn Polizeyaufseher auch in diesem Punkt so richtig dächten, wie Abraham Werner.

Von Werners Kinderzucht ist wenig zu sagen, außer, daß sie sehr einfach und natürlich, folglich von unserer heutigen Erziehungsmethode sehr verschieden, nichts desto weniger sehr gut war. Die Grundsätze derselben lassen sich leicht aus Abrahams und Gertrauds Denk- und Handlungsweise abstrahiren und das treffliche Beyspiel der wackern Eltern

mußte, wie leicht zu erachten, bleibenden Eindruck auf die Kinder machen.

In Rücksicht der Thätigkeit und ihres physisch- und moralischen Nutzens war Werner der Meynung: man müsse die Kinder, sobald es nur irgend ihr Körper erlaube, sogleich zu kleinen, ihren körperlichen Kräften angemessenen Arbeiten angewöhnen, weil dadurch nicht nur der Körper frühzeitig abgehärtet, und ohne es sehr zu fühlen, vom Kleinen zum Größern, vom Leichtern zum Schwerern, unvermuthet überzugehen pflege, sondern auch der Mensch sein ganzes Leben hindurch den Nutzen davon zu genießen habe, daß er frühzeitig zur Arbeitsamkeit und zum Fleiß angehalten worden sey. Von seiner Kinderzucht in Rücksicht der Sittlichkeit und Religiosität ist nichts weiter zu sagen, sobald man weiß, daß er zwar kein Pietist, aber ein wahrhaft gottesfürchtiger Mann war, welches seine Handlungen sattsam erwiesen — der seine

eben nicht alltäglichen Religionskenntniße noch beständig dadurch zu erweitern suchte, daß er im Sommer an Sonntagen Nachmittags und im Winter des Abends, seiner ganzen Familie die besten Erbauungsschriften, die der würdige Geistliche des Dorfs ihm mittheilte, vorlas und erklärte: ein großer Gewinn sowohl für ihn und die Seinigen, als auch besonders für das Gesinde. Wäre es wohl nicht sehr gut, wenn jeder Hausvater zuweilen dergleichen thäte, vorzüglich in Ansehung des Gesindes, das leider! häufig nicht einmahl eine bloße Catechismus-Kenntniß hat? —

Auch die Kirche wurde von ihm, seiner Familie und seinem Gesinde, theils der Erbauung, theils des guten Beyspiels wegen fleißig, und zwar gleich nach dem Läuten der Kirchglocke — eine wirklich nachahmungswürdige Sitte! — besucht.

Soviel von Heinrichs Eltern; und nun soll hauptsächlich der Held unserer Geschichte,

Heinrich, der einzige Sohn unsers Abrahams, auftreten und zwar von seinem 10ten Jahr an, weil mir von seinen frühern Jahren nichts bekannt ist, als daß er seinen Eltern in ihrer Handthierung hülfreiche Hand leistete und von ihnen und allen, die ihn kannten, wegen der Güte seines Herzens geschätzt wurde, der Geistliche des Dorfs aber, vorzüglich wegan seiner Geistesanlage, sich viel mit ihm abzugeben pflegte, und zuweilen sich gegen seinen Vater merken ließ, daß er glaube: Heinrich könne noch etwas in der Welt werden; welche Aeusserung jedoch den alten Abraham gar nicht stolz machte, sondern ihm vielmehr manche bange Augenblicke verursachte, vorzüglich wenn er über den, trotz aller angewandten Mühe, nicht auszurottenden, obgleich bisher noch unschädlichen Leichtsinn Heinrichs, nachzudenken pflegte. Und wie hätte auch der gute alte Werner an einer grössern Rolle, die sein Sohn in der Welt vielleicht spielen könnte, ein so

behagendes Vergnügen finden können, da er als ein erfahrner Mann gar wohl wissen konnte, daß der redliche, thätige und gefällige Dorfsbewohner bey allen seinem kärglichen Auskommen und vielen Mühseligkeiten, durch das süße Bewußtseyn einer genauen Pflichterfüllung, dennoch häufig glücklicher sey, als so viele, die in der sogenannten großen Welt eine prächtige Rolle spielen, und dieser Rolle wegen allein nur bewundert und geachtet werden, die dieses frohe Bewußtseyn, das aus der Pflichterfüllung natürlich folgt, oft kaum nur dem Namen nach kennen und auf den Mann, den sie vom Hörensagen als einen ehrlichen Mann rühmen hören, nur verächtlich herab zu sehen pflegen, weil sie Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit überhaupt nur für eine Schwärmerey der niedern und ungebildeten Menschenklasse halten, und leider! am Rande des Grabes erst diesen Irrthum gewahr werden!

O! möchte dieß von vielen, vorzüglich jungen Köpfen, die den Begriff des größten Erdenglücks darein setzen, einen glänzenden Posten in der Welt zu begleiten, recht beherziget werden!

Unser Heinrich überließ sich auch ohngeachtet der wirklichen Güte seines Herzens, dem unbesonnensten Leichtsinne, der leider, in der Folge die Quelle vieler und grober Vergehungen wurde.

Eltern und Erzieher sollten vorzüglich den Leichtsinn ihrer Kinder und Zöglinge mit Gewalt zu verscheuchen suchen, da er bey aller Herzensgüte junge Leute nicht selten zu den tollsten Ausschweifungen hinzureißen pflegt, und sie werden gewiß dieses fürchterliche Uebel mit dem glücklichsten Erfolg zu bestreiten im Stande seyn, wenn sie nur selbst gut sind, ihren Kindern oder Zöglingen schon in der zartesten Jugend, ihrer Fassungskraft gemäß, Liebe zur Tugend und Abscheu vor dem Laster beyzubringen — böse Beyspiele von ihnen

zu entfernen suchen, und ihnen vorzüglich den Leichtsinn, als die erste Ursache solcher Laster, die den Kindern schon bekannt sind, und vor welchen sie selbst bisweilen einen Abscheu äussern, angeben.

In diesem Alter nun schickte unsern Heinrich sein Vater mit einem Wagen Getreide zum Verkauf nach dem benachbarten Flecken G**, dem Wohnort des würdigen Grafen von Ch**.

Beym Heimfahren fand Heinrich, eine Viertelstunde weit vom Flecken, ein silbernes Etuis. Freudig zeigte er seinem Vater seinen Fund, — denn so weit hatte es Abraham bey seinen Kindern gebracht, daß sie ihm nichts verheimlichten — der ihm sogleich befahl, den andern Tag wieder in den benachbarten Flecken zu gehen, und daselbst an öffentliche Plätze einen Zettel anschlagen zu lassen, worinnen dieser Fund nebst dem Finder dem Eigenthümer bekannt gemacht würde.

Etliche Tage nachher, als gerade Abraham mit den Seinigen sein ländliches Mittagsmahl zu sich nahm, ritt ein vornehmer Herr mit einem Bedienten zu Abrahams Hause, gab beym Absteigen dem Bedienten sein Pferd, und eilte, ohne sich von dem Gebelle des wachsamen Hundes abschrecken zu lassen, in die Stube dieser redlichen Familie, gab sich als den Eigenthümer des, von Heinrich gefundenen Etuis zu erkennen, und konnte kaum erwarten, bis es der gute Abraham aus seinem kleinen Wandschränkchen, dem Behältniß seiner geringen Kostbarkeiten, herausholte.

Ehrerbietig und mit der Mütze in der Hand überreichte es dieser dem jungen Fremden, der es ihm vor Freude aus der Hand riß, etlichemal küßte, und ihm nachher erst sagte, daß er ein naher Verwandter des Grafen Ch** sey, dem der benachbarte Flecken gehöre, daß er erst vor einiger Zeit daselbst auf Besuch angekommen, und daß die-

ses Etuis ein Geschenk der Gräfin Ch**, seiner Geliebten, sey.

Hierauf legte er ein Goldstück, zum Zeichen seiner Dankbarkeit, für den Finder auf den Tisch, dankte freundlich, lobte die Redlichkeit dieser ländlichen Familie, und eilte wieder zu seinem aussen befindlichen Pferd und Bedienten. Beym Aufsteigen fiel ihm erst noch ein, der ehrerbietig ihn begleitenden Wernerischen Familie zu sagen, daß sein Vetter der Graf Ch., den Finder und seinen Vater, von dem er so viel Gutes schon hätte rühmen hören, persönlich kennen zu lernen wünschte, welches Abraham lange nicht zusagen wollte, endlich aber doch, aus schuldigem Respekt gegen den Befehl einer so hohen Person, versprach. Der Fremde grüßte sie nochmals freundlich, gab seinem Pferde den Sporn und war schnell aus ihren Augen entfernt.

Gleich am nächsten Sonnabend Abends mußte Gertraud die Sonntagskleider ihres Man-

nes und Sohnes herbey schaffen und Sonntags frühe giengen beyde nach dem benachbarten Flecken und kamen unter vielen neugierigen Fragen des Sohns und belehrenden Antworten des Vaters, kurz vor dem Mittagessen, im Schlosse des Grafen an.

O! wie gut wäre es, wenn Eltern auf Spaziergängen sich auf solche Art mit ihren Kindern unterhielten und nicht vielmehr ihnen selbst, oder in der Kinder Gegenwart ihren Gesellschaftern, ihre Jugendthorheiten mit so vielem Vergnügen erzählten, ohne den großen Schaden zu bedenken, der häufig daraus entsteht.

Sobald der edle Graf hörte, daß der ehrliche Finder des Etuis mit seinem Vater sich vor der Thüre seines Zimmers befände, so ging er sogleich selbst hinaus, begrüßte sie sehr freundlich, führte Vater und Sohn an der Hand in das Zimmer, stellte sie der anwesenden Familie vor, und dankte beyden mit einem sanften Händedruck herzlich für die Freude, die sie seinem Vetter, den

auf einer Jagdpartie war — und dadurch auch ihm und der Familie selbst, gemacht hatten, und da es gerade Zeit zum Essen war, so mußten beyde sich mit an die Tafel setzen, so sehr sich auch Werner dagegen sträubte.

Während sich der alte Graf mit Abraham sehr angenehm über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft, von der er ein großer Freund war, unterhielt, so suchte auch der junge zwölfjährige Graf Eberhard und Contesse Louise, die ohngefähr in Heinrichs Alter war, mit diesem ein angenehmes Gespräch zu unterhalten.

Beym Abschiednehmen mußte Abraham dem Grafen, Heinrich Eberhard und Louisen versprechen, sie bald wieder zu besuchen, und Heinrich empfieng von dem Grafen aus Louisens Hand eine goldene Schaumünze zum Geschenk, für seine schöne That.

Beym Nachhausgehen war Abraham sehr stille, und als er deßhalb von seinem Heinrich befragt wurde; so sagte er: er fühle eine

unbeschreibliche Bangigkeit, deren Grund vielleicht die Schwüle des Tages seyn möchte.

Als sie noch eine geraume Zeit so stille fortwandelten, zogen sich schwere Gewitterwolken über ihrem Haupte zusammen, und der Donner rollte in der Ferne fürchterlich. Gerade als beyde in einem angenehmen Tannenwäldchen, eine kleine Viertelstunde von ihrem Dörfchen giengen, und die singenden Waldbewohner sich schon stille und furchtsam in dichtes Gesträuch vor dem Regen zu verbergen suchten, entledigte sich die immer tiefer sinkende Regenwolke ihrer schweren Bürde und — ein tödtender Blitz, streckte den ehrlichen Abraham an der Seite seines Heinrichs zu Boden. —

Betäubt lag Heinrich neben der Leiche seines theuern Vaters, endlich fieng er an, seine Lebenskraft wieder zu fühlen, aber fürchterlich war ihm zum Muthe, als er seinen geliebten Vater todt erblickte.

In einer Art von wilder Verzweiflung lief er dem Dörfchen zu, und stürzte mit dieser schrecklichen Nachricht in das elterliche Haus. Welchen Eindruck diese traurige Nachricht von dem so unerwarteten Tode des biedern und allgemein geliebten Abrahams auf jedermann im Hause sowohl, als im ganzen Dorfe machte, und wie den Seinigen erst zu Muthe war, als der gefällige Nachbar den Leichnam auf dem Todtenwagen herbeyfuhr, läßt sich leicht vorstellen.

Alles bemühte sich, der Familie Trost einzuflößen, so sehr man diesen auch selbst nöthig hatte, weil jedermann im Dörfchen Abraham kindlich und herzlich liebte. Doch gelang es nach und nach dem würdigen Geistlichen, durch die unfehlbaren Trostgründe der Religion die Hinterlassenen etwas zu beruhigen.

Da durch die Landesgesetze ausdrücklich verordnet war, daß kein Leichnam früher, als am fünften Tage beerdigt werden durfte und auch dann erst durch eigens aufgestellte Todten-

beschauer untersucht werden mußte, zu welchem Ende nächst an jedem Dorfe ein sogenanntes Leichenhaus erbauet war (eine Einrichtung, die besonders für Landleute wichtig ist, die so selten einen schicklichen Platz zum langen Aufbewahren eines Leichnams in ihren Häusern finden), so wurde die Hülle unsers Abrahams erst am fünften Tag, unter vielen Thränen aller Begleiter, in das Grab gelegt.

Den langen Leichenzug machte die Anwesenheit des würdigen benachbarten Grafen Ch**, der natürlich ungebeten dabey erschien, noch feyerlicher: und innigst gerührt bemerkte man, daß dieser treffliche Mann häufig seine edlen Thränen mit seinem weißen Sacktuch auffieng.

O! ihr Leser von Rang und Ansehen, gehet nicht unwillig über diese Stelle hinweg, oder tadelt gar den Mann, dessen Edelmuth so groß als sein Stand war; der den niedern redlichen Mann auch billig — ja höher als den unedlen

von noch so vielen Ahnen und Schlössern schätzte, und der vorzüglich durch diese Handlung seine Achtung gegen den edlen Geist zeigte, der sich nunmehr an einem Orte befand, wo der König dem Bettler, und dieser jenem gleich ist, und wo keine Reihe von Ahnen, sondern nur eine Reihe edler Handlungen größer macht.

Beym Abschiednehmen versprach der würdige Graf den tiefgebeugten Hinterlassenen des nun glücklichen Abrahams, ihnen gewiß das zu werden, was er ihnen war, und er hielt redlich Wort.

Lange — lange nach Abrahams Tod feyerten seine Verwandten und Freunde, das Andenken an ihn, durch häufige Besuche bey seinem mit Blumen bepflanzten Grabeshügel; ließen manche stille Thräne des herzlichsten Dankes für erzeigte Liebe und Treue darauf fallen; unterhielten sich daselbst jederzeit von seiner Thätigkeit und Rechtschaffenheit überhaupt, und machten sichs allemahl zum unverbrüchlichsten Gesetz,

in seinen Gesinnungen und Handlungen ihm immer ähnlicher zu werden.

Einige Wochen nach dem Absterben Abrahams, ließ der Graf den jungen Heinrich sich von seiner Mutter auf einige Tage ausbitten, ohne ihr den Grund davon anzugeben, sondern blos mit diesen Worten: sein zweyter Vater wünsche ihn zu sehen und zu sprechen, und die gute Gertraud willigte auch gerne darein, obgleich Heinrich keine allzu große Freude daran zu haben schien; weil ihm auch schon das Wäldchen, durch das er gehen mußte, die noch nicht vernarbte Wunde seines Herzens wieder aufs neue aufreißen würde, doch willigte er endlich darein, durch das Zureden seiner Mutter, der er einen pünktlichen Gehorsam zu leisten gewohnt war, vielleicht auch, weil ihm die, bey seinem ersten Abschied von dem Schlosse erfolgte herzliche und ernstliche Einladung Eberhards und Louisens in den Sinn kam, und machte sich etliche Tage darauf auf den Weg nach dem Schlosse.

Eine gute Strecke vor dem Flecken wurde ihn Gräfin Louise, die eben da spazieren gieng, gewahr, eilte, sobald sie ihn erblickte, ihm entgegen, grüßte ihn mit sichtlicher Freude, tröstete ihn auf eine ihrem Alter angemessene Art, suchte ihn besonders durch das Wohlwollen ihres Vaters gegen ihn und seine Mutter zu beruhigen und führte ihn traulich an der Hand, unter vielen Fragen und Erzählungen, dem Schlosse und den Ihrigen zu, wo er sehr freundlich aufgenommen wurde. Je mehr sich der Graf mit ihm abzugeben pflegte, desto mehr fand er, daß Heinrich zu etwas Andern, als zum Landmann geboren zu seyn schien, welches er aus seinen guten Antworten auf vorgelegte Fragen und aus seinem Hange zum Lesen der Bücher des jungen Grafen und der jungen Gräfin folgerte. Doch ließ er weislich nichts von dieser Bemerkung gegen Heinrich laut werden, weil er erst noch einige Prüfungen deßhalb mit ihm vornehmen wollte.

Louise und Eberhard liebten ihren Gast so sehr, daß sie ihn kaum fortlassen wollten, als der Tag der Abreise kam. Denn Heinrich bemühte sich beyden, vorzüglich Louisen, gefällig zu seyn. Wünschte Louise einen Schmetterling zu haben, der in der Ferne flog, so eilte Heinrich pfeilschnell hin, und wenn er ihn nicht fangen konnte, so kehrte er langsam und traurig zurück. In den Teich des Gartens sprang er, ohne Rücksicht auf seine besten Kleider zu nehmen, als Louisens junger Hund unversehens hinein fiel, und mit dem Emporarbeiten der schwarzen Pfötchen um Hilfe zu bitten schien, und gab der jammernden Gräfin ihren Liebling wieder.

Kurz, ehe Heinrich sich entfernte, nahm zu seiner nicht geringen Verwunderung ein Schneider das Maas an seiner ländlichen Kleidung, ohne daß er eine Ursache davon angab, und worüber Heinrich zu fragen sich nicht erkühnte, und beym Abschiednehmen sagte ihm

der alte Graf lächelnd, daß auch er ihn bald besuchen würde, und erlaubte seinen Kindern, ihren Gast eine Strecke begleiten zu dürfen. Dieß machte den jungen Leuten viele Freude und erleichterte ihnen das wechselseitige traurige Abschiednehmen.

Sowohl den ganzen Heimweg über, als auch zu Hause bey seinen ländlichen Arbeiten war ihm immer diese liebe Familie, vorzüglich die gute gefällige Louise und die schönen Bücher des jungen Grafen gegenwärtig, auch konnte er und die Seinigen sich immer nicht erklären, was es denn für eine Bewandniß mit dem Anmessen des Kleides haben müsse. Oft wenn Heinrich nach der Mittagszeit die Pferde hütete, oder eine andere kleine ländliche Arbeit in der Gegend verrichtete, wo der Weg nach dem Flecken führte, dachte er immer: vielleicht kommen sie heute — vielleicht fahren sie jetzt gerade durch den Wald ꝛc. Denn daß es dem Grafen mit seinem Versprechen ein Spaß ge-

wesen seyn könnte, wie seine Mutter und Verwandte dafür hielten, glaubte er nimmermehr.

Als er an einem schwülen Nachmittag beym Hüten seines Viehes unter einem schattigten Baume, ein Buch neben sich liegend, sanft eingeschlafen war, hielt die Kutsche des Grafen plötzlich vor ihm, ohne daß er sie gewahr wurde. Louise, die ihn am ersten bemerkte, befahl sogleich dem Kutscher zu halten, sprang freudig aus dem Wagen und weckte ihn durch ein sanftes Schütteln. Betäubt vom Schlafe und von der Freude, über die schon lang gewünschte Gegenwart der hohen Gäste, stund Heinrich einige Minuten gleichsam wie versteinert, bis er erst anständig seine Verbeugung machte und da er als gewiß voraussetzte, daß dieser Besuch ihm und den Seinigen gelte: so war er nur traurig, daß er sein Vieh nicht so geschwinde heimbringen konnte, als die Kutsche fahren würde. Doch der gutmüthige Graf benahm ihm gefällig auch diese Sorge, setzte sich auf

den Kutschersitz, ließ Heinrichen zu seiner Familie setzen, und befahl dem Kutscher so lange bey dem weidenden Vieh zu bleiben, bis jemand aus dem Dorfe dazu geschickt würde.

Gertrauden machte dieser so unerwartete Besuch, dessen ein so vornehmer Herr, sie, als eine schlichte Bäuerin, würdigte, zwar große Freude, aber auch zugleich nicht geringen Schrecken: denn womit sollte sie so hohe Gäste Standes gemäß — wie sie doch wünschte — bewirthen? da ihre kleine Küche und Keller mit hiezu erforderlichen Sachen nicht versehen, und in dem Dorfe nur eine bloße Bauernschenke war. Allein sie wurde bald aus dieser Verlegenheit gerissen, da der Bediente des Grafen alles hiezu nöthige in das reinliche Zimmer brachte. Als man eine Weile von verschiedenen Gegenständen gesprochen, und Eberhard und Louise mit Heinrichen sehr vertraut sich unterhalten hatten, so fragte der alte Graf gefällig Gertrauden, ob sie nicht Lust hätte, ihm ihren Hein-

rich ganz zu überlassen, da sie ja ihr Gut nach ihrem Tod ihrer Tochter übergeben könnte, und da er ihm seiner biedern Denkart wegen sehr zugethan sey; er und der Hofmeister seines Eberhards glaubten, Heinrich sey wegen seines merkbaren Talents und seiner Begierde zum Lesen, für die Wissenschaften und nicht für den Pflug geboren, und könne auf diese Art der Welt nützlicher werden. Ueberhaupt äußerte er, daß es eben so unverantwortlich sey, zum Studiren fähige Köpfe nicht zu unterstützen, oder davon abzuziehen, als wenn man unfähige Subjekte, mitunter gar schon in der Wiege, für die Wisschaften bestimmt. Gertraud wußte nicht, ob sie ja oder nein sagen sollte, und hatte gewiß gewünscht, daß Abraham gelebt und den Ausspruch gethan hätte. Als sie aber an den Blicken Heinrichs deutlich bemerken konnte, daß dieser ein Ja zu hören wünsche, und da sie sich auch erinnerte, daß der Geistliche des Dorfs

selbst öfters geäusſert habe, daß Heinrich seinen Anlagen nach mit der Zeit den Bauersstand verlassen sollte, da ihr Gut nach ihrem Tod auch nicht in fremde Hände käme: so sagte sie endlich, der Wille des Grafen sey Befehl für sie, dem sie gehorchen müsse, und auch gerne gehorche. Und als Heinrich auf Befragen des Grafen gleichfalls freudig sein Ja dazu gab: so lief Louise sogleich vergnügt zur Kutsche und holte den für Heinrich schon mitgebrachten bessern Anzug; dieser mußte sich auch sogleich umkleiden. Er dankte unaufgefordert seinem hohen Gönner anständig für diesen neuen Beweis seiner Gnade und gieng voll Vergnügen im und vor dem Hause, in Gesellschaft seiner hohen Freunde, in seinem neuen Anzug herum, um sich zu zeigen, — er schien mit dem neuen Kleide einen, ihm vorher ganz fremden, Stolz angezogen zu haben.

Als die Zeit des Fortgehens da war, dankte der Graf seiner ländlichen Wirthin für die gute

und herzliche Aufnahme, vorzüglich aber für die so willige Gewährung seines Verlangens, und versicherte ihr, daß ihr Entschluß sie gewiß nicht gereuen werde; indem er wahrhaft väterlich sich ihres Sohnes annehmen wolle, auch äusserte er den Wunsch, je eher, je lieber Heinrich ganz in seinem Schlosse zu haben. Auch Louise und Eberhard nahmen herzlich Abschied von der Mutter ihres Freundes, und befahlen ihr, ja den Heinrich bald zu ihnen zu schicken.

Gleich am Ende der andern Woche verließ auch Heinrich das elterliche Haus unter vielen Ermahnungen und Thränen seiner Mutter und Schwester, wobey auch die seinigen mitfloßen, und kam wohlbehalten in der Begleitung des würdigen Geistlichen seines Dorfs, der ihm in Bezug auf seine künftige Laufbahn manche gute und heilsame Lehre ertheilte, wohlbehalten und vergnügt im Schlosse an.

Auch diesen Mann schätzte die gräfliche Familie wegen seiner Biederkeit und Kennt-

nisse

nisse sehr und er mußte versprechen, sie und seinen jungen Freund öfter zu besuchen, welches in der Folge oft geschah.

Ich übergehe, um meine Leser nicht zu ermüden, die Geschichte seiner Geistes- und Herzensbildung auf dem Schlosse, und erwähne nur, daß Heinrich durch den Unterricht des Hofmeisters ausserordentliche Vorschritte in Erlernung der Sprachen, Geschichte, Geographie, Zeichnen und Clavier machte; daß er in seinem Aeussern sehr viel Anstand zeigte und seiner Gutmüthigkeit wegen von Allen sehr geschätzt wurde; daß aber doch der alte Graf über die immer deutlichern Spuren seines unbezwingbaren Leichtsinns den Kopf zu schütteln pflegte, und daß endlich Louise, Eberhard und Heinrich die innigste Freundschaft gegen einander hegten, und der Hofmeister habe bemerken wollen, daß bey Louisen und Heinrich die Grenzlinie zwischen Freundschaft und entstehender Liebe schwer zu ziehen gewesen wäre, ohne

daß er jedoch diese seine Muthmassung dem alten Grafen, aus Furcht seinem Liebling — denn dieß war wirklich Heinrich — durch eine solche Entdeckung schädlich zu werden, mitgetheilt hätte.

Als die Zeit zum Besuche der Akademie mit Riesenschritten heran nahte, ereignete sich eine Begebenheit, die das ganze gräfliche Haus in großen Schrecken versezte.

Graf Eberhard verfügte sich eines Tags frühe nach geendigtem Unterricht ganz allein auf die Jagd, weil sein Freund Heinrich über eine kleine Unpäßlichkeit klagte, und kam wider seine Gewohnheit zum Mittagessen nicht nach Hause. So sehr dieß schon befremdete, ob man gleich immer glaubte, daß er einen benachbarten Freund in der Gegend angetroffen und von selbigem mit zu sich genommen worden sey; so wurde man doch vorzüglich erst unruhig, als auch um neun Uhr die Abendglocke ertönte und Eberhard noch nicht zu Hause war.

Alles lief im Schlosse durcheinander und nun giengen der Hofmeister, Heinrich und die männlichen Domestiken einzeln in die benachbarten Gegenden, um Erkundigungen einzuzuziehen. Aber leider war alles Suchen vergeblich.

Obgleich immer noch eine schwache Hoffnung die Traurigkeit aller in etwas linderte; so wurde doch auch dieser geringe Trost nach etlichen Tagen ganz geraubt, als ein Bauer die Flinte Eberhards brachte, mit der fürchterlichen Anzeige, daß er diese im Holz in einem Hohlwege des Waldes an ein Gesträuch gelehnt gefunden, und dabey Blut auf der Erde bemerkt hätte.

Nun war nichts anders zu vermuthen, als daß Eberhard von Strassenräubern in dieser Gegend überfallen, ausgeplündert, umgebracht und in der Nähe der gefundenen Flinte auch begraben seyn müsse, wiewohl man troz aller angewandten Mühe nichts mehr

entdecken konnte, als der Bauer schon angezeigt hatte.

So allgemein diese Geschichte in der Nähe und Ferne bekannt gemacht wurde; so konnte man doch nichts von Eberhard erfahren, und Alle hielten ihn bereits für verlohren.

Nun war mit einemmal die Heiterkeit und Freude aus diesem Hause verschwunden. Alles, was nur an Eberhard erinnerte, und vorzüglich der Anblick des gleichfalls tiefgebeugten Heinrichs, seines steten Gefährten und Freundes, entlockte nun, nach dem ersten Ausbruch des heftigsten Schmerzens, dem Auge des Grafen und seiner treuen Gattin sanfte Thränen.

Beynahe täglich giengen Louise und Heinrich, dessen Abreise auf die Akademie nun noch um zwey Monate verschoben wurde, bey nicht ganz ungünstiger Witterung an den Ort, wo die Flinte gefunden wurde, erhöheten daselbst die Erde, daß sie einen Grabeshügel bil-

dete, bepflanzten den Ort mit Blumen, die sie selbst gezogen hatten und sprachen daselbst blos von ihrem für todt gehaltenen Eberhard.

Als sie eines Tags wieder auf diesem Orte sein Andenken feyerten und traurig auf der Rasenbank dem Hügel gegenüber saßen, und ihre Blicke einander hier und schon öfter hätten sagen können, daß sie mehr als bloße Freundschaft gegen einander fühlten, sah Heinrich auf einem Tannenästchen zwey Nachtigallen sich wiegen und einander immer näher kommen. Während das Männchen aus vollen Kräften schlug, als wenn es seiner Gattin oder Geliebten dadurch eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen sich bemühte; reichte das Weibchen ihren Schnabel dem zärtlichen Sänger gleichsam zu einem Kuß, als einer Belohnung seiner Liebe und Zärtlichkeit. Heftig ergrif Heinrich Louisens Hand und sagte enthusiastisch: sehen sie doch theuerste Louise, die so reine und unschuldige Liebe dieser Thier-

chen, dieses grenzenlose Bestreben einander gefällig zu seyn! Wenn Jüngling und Mädchen so einander sich lieben, so siehet gewiß die Gottheit mit Vernügen auf sie herab! — Ein sanfter Druck der Hand und ein zärtlicher Blick von Louisen sagten Heinrich, daß sie — seiner Meynung sey.

Schweigend saßen beyde noch eine kleine Stunde Hand in Hand und ein Gefühl wurde in ihnen rege, das sie selbst vorher noch nicht gekannt hatten, weil sie nur blos die reinste und zärtlichste Freundschaft für einander zu fühlen wähnten. In sich selbst gekehrt und in tiefe Betrachtungen versenkt, schlichen sie spät erst Arm in Arm nach dem Schlosse zurück, wo jedermann ihr stilles Wesen für eine natürliche Folge der zu lebhaft gewordenen traurigen Erinnerung an ihren Eberhard hielt.

Heinrich warf sich unruhig im Bette herum, vergegenwärtigte sich immer diese Scene am Hügel, und gab so seiner Leidenschaft

reichliche Nahrung. Louise konnte gleichfalls nicht schlafen und sichs nicht vorstellen, daß sie wirklich mehr, als Freundschaft gegen ihren Heinrich fühle. —

Dem scharfsehenden Hofmeister entgiengen die Bewegungen der beyden Liebenden nicht, er gab nunmehr dem alten Grafen seiner Pflicht gemäß einige Winke von seiner Vermuthung: doch glaubten beyde, daß die nunmehr erfolgende Trennung das beste Hülfsmittel seyn würde, wiewol der Hofmeister doch so vorsichtig war, beyde von nun an beständig im Auge zu behalten, und sie nie mehr alleine spazieren gehen zu lassen.

Welches Hinderniß wüßte aber die Liebe nicht zu besiegen? Heinrich und Louise wünschten vor ihrer Trennung noch den Bund einer treuen und ewigen Liebe an jenem Hügel zu schwören, wagten es aber dennoch nicht einander zu sagen, sondern verabredeten, sich daselbst nur ein zärtliches Lebewohl zu sagen.

Da sie aber hiezu keines menschlichen Zeugen zu bedürfen glaubten, und der ihnen nun fast lästig werdende Hofmeister bey Tage unter keinem Vorwande zu entfernen war, so rieth ihnen die wagende Liebe, den Tag vor der Abreise Heinrichs diesen Ort beym blassen Schein des Mondes zu besuchen, und ihren Abschied dadurch noch feierlicher zu machen.

Von beyden Seiten wurden die Hindernisse, die ihnen im Wege hätten stehen können, glücklich besiegt, und so wandelten sie in der verabredeten Stunde der Mitternacht durch das kleine Thürchen des Schlosses, das auf das Feld führte, welches Louise dießmal nicht wie gewöhnlich verschlossen hatte.

Arm in Arm geschlungen, zitternd und schweigend wandelten sie ihrer lieben Rasenbank zu. Lange saßen sie hier eins in des andern Blicken versunken, und ihre ganze Unterhaltung bestund in Seufzern und stummen Umarmungen, Sprache der Liebenden.

Endlich brachte Heinrich mit einem tiefen Seufzer die Worte hervor: "So sollen wir uns denn zum leztenmal hier umarmen? O Louise, theuerste Louise! wie werde ich diese Trennung ertragen können?" Ein stummer Händedruck war Louisens ganze Antwort, die nicht weniger gerührt war, als Heinrich, der nach einer langen Pause fortfuhr: "und wird denn meine Louise auch abwesend sich ihres Heinrichs erinnern?" Schaudernd fuhr er zusammen, und entrieß sich mit Heftigkeit ihren Armen, und "Gott, was sagte ich: ihres Heinrichs" war alles, was er hinzuzusetzen im Stande war.

Heinrich! rief die, über sein jähes Auffahren erschrockene Louise, mit offenen Armen und unbeschreiblich zärtlichem Tone aus: Heinrich, mein Heinrich! und noch war die lezte Sylbe nicht verhallt, als er halb ohnmächtig zu ihren Füßen lag, zu reden versuchte, aber nicht vermochte. "Dein Hein-

rich, Louise, dein Heinrich!" stammelte er endlich, und — "ewig die Deine," erwiederte Louise, beugte sich zu ihm hinab, um ihn sanft zu sich empor zu heben. Eine lange stumme Umarmung folgte nun, eine Scene, welche würdig zu schildern, der Sprache die Worte fehlen.

Genug, daß sie erst, als bereits der Morgen zu grauen begann, an den Aufbruch dachten, nochmals beyde auf ihren Lieblingshügel, der ihnen nun der heiligste Altar schien, niederknieten, ihre Liebe und den Vorsatz, sie unter allen Umständen geheim zu halten, erst beschwuren, Ringe, als das sinnliche Zeichen ihrer unzertrennlichen Liebe, wechselten, und nun erst, Arm in Arm geschlungen und in Zärlichkeit versunken, sich auf den Heimweg machten und auf ihrem Zimmer wohlbehalten und unbemerkt ankamen.

Daß keines von ihnen mehr ein Auge schloß, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden,

und schon eine Stunde vor der zur Abreise bestimmten Zeit, fanden sie sich beyde, als hätten sie noch so sanft geruhet, im Speise-saal beym Frühstück ein.

Heinrich dankte jezt mit sehr vielem Anstand und vieler Rührung der gräflichen Familie, und besonders dem Grafen für erzeigte große Gnade und Güte, empfahl sich selbiger auch für die Zukunft, und versprach feyerlich, sich derselben durch gute Aufführung und Fleiß immer würdiger zu machen. Auch von dem Hofmeister, der nunmehr als Gesellschafter bey seinem Herrn blieb, nahm Heinrich rührend Abschied, denn er liebte ihn kindlich, so wie dieser ihn väterlich. Von Louisen trennte er sich zwar freundschaftlich gerührt, doch ohne sich im geringsten zu verrathen.

Nun giengs nach dem Reisewagen zu, in welchen zu seiner größten Verwunderung Louise, nebst ihrem Vater und dem Hofmeister stieg, um ihn bis auf die nächste Station zu be-

gleiten. Hier war ihnen der Zufall so günstig, daß sie noch ein paar Minuten Zeit fanden, sich unter zärtlichen Küssen ewiges Ausdauern ihrer Liebe zu versichern, und die Schwüre jenes, uns bekannten Morgens zu erneuern. — Und nun, sobald Heinrich den Postwagen bestiegen hatte, kehrte der Graf, Louise und der Hofmeister aufs Schloß zurück.

Stumm und in sich gekehrt, lag Heinrich in der Ecke des Wagens, ohne auf das fade Gewäsch seiner Gesellschafter, eines Kapuziners und einer koquetten Kaufmannswittwe, zu achten.

Nur drey Tage vor dem Ende der Reise interessirte ihn ein junges Mädchen, das so eben den Postwagen bestieg, sich in die Ecke des Wagens lehnte und an deren Herzen tiefer Kummer zu nagen schien. So sehr sich auch Heinrich bemühte, sie etwas aufzuheitern; so waren doch seine Bemühungen

vergebens. Nur selten konnte er ein leises Ja oder Nein vernehmen.

Nachmittags als sie von weitem eine Person zu Pferde auf den Wagen schnell zukommen sahe, fuhr sie fürchterlich zusammen, schmiegte sich dichte an ihn an, und sagte unter einem Strom von Thränen: "Retten sie eine Unglückliche, wenn sie wirklich so gutmüthig sind, als sie zu seyn scheinen;" welches Heinrich ihr feyerlich gelobte. Allein als der Reuter näher an den Wagen kam, lenkte er seitwärts ein, und bekümmerte sich um unsere Reisenden gar nichts.

Theilnehmend fragte sie nun Heinrich um die Veranlassung dieses ihres Schreckens, und bat sie sehr rührend, ihn mit der Ursache ihres so sichtbaren Kummers bekannt zu machen, um ihr, bey einer etwa doch noch bevorstehenden Gefahr, desto besser nützen zu können, zumahl sie ihn ja doch schon einigermassen ihr Zutrauen geschenkt hätte.

Sie erzählte ihm daher kürzlich folgendes mit bittern Thränen: "Mein Vater heißt Waldin, und ist Beamter eines Landelmanns, eine halbe Tagreise von hier, und ein sehr karger Mann, ob er es gleich nicht nöthig hat, sondern ein selbst mehr, als mittelmässiges Vermögen besitzt, desto edler denkt aber meine Mutter."

Schon seit einem halben Jahre könnte ich an der Seite eines braven Mannes, der um meine Hand warb, glücklich seyn; denn wir liebten uns von unserm vierzehenten Jahre an. Allein weil Fritz — so heißt der Gegenstand meiner Liebe — der Sohn eines benachbarten ehrlichen Kaufmanns, blos nach der Meynung meines Vaters kein hinlänglich grosses Vermögen hatte: so erhielt er eine abschlägliche Antwort, und mir wurde die übelste Behandlung angedroht, wenn ich mich unterfangen würde, ferner mir ein Wort mit ihm zu reden; er würde Leute aufstellen, de-

ren scharfen Beobachtung wir nicht entgehen könnten. Auch meiner Mutter begegnete mein hartherziger und geldgieriger Vater sehr übel, als sie unserer Liebe das Wort bey ihm reden wollte. Leider war uns alle Gelegenheit uns zu sprechen abgeschnitten: denn ausgehen durfte ich nicht ohne die Gesellschaft meines Vaters oder meines Bruders, der der Liebling desselben, und dessen Herz so verschroben wie sein Körper war, und in der Nähe unserer Häuser oder im Dorfe war es noch weniger möglich. Blos ein gutherziges Bauernmädchen, die Gespielin meiner frühesten Jugend, welche in den benachbarten Flecken, den Wohnort meines Fritzens, zu Markte gieng, hatte so viele Liebe zu mir, daß sie zuweilen unsere Briefe bestellte.

So traurig meine Lage war, so wurde sie vor zwey Wochen noch fürchterlicher. Ein benachbarter betagter Kornwucherer, ein wahrer Wollüstling, aber seines schändlichen Me-

tiers wegen, von großen Reichthümern, warb bey meinem Vater um mich. Ohne auf seine unedle Handthierung und seine wilden Ausschweifungen zu sehen, sagte ihm mein Vater meine Hand ohne mein und meiner Mutter Wissen zu, und dann erst machte er mich mit seinem harten Entschlusse bekannt. Ich konnte bey dieser schrecklichen Nachricht kein Wort hervorbringen, sondern fiel in Ohnmacht.

Des andern Tages beym Frühstück war mein Vater etwas freundlicher und gelassener, und machte mir die fürchterliche Anzeige, daß heute dieser so angesehene Mann, dessen äusseres Ansehen auch ohngeachtet der starken Anzahl seiner Jahre noch sehr gut sey, kommen würde, um alles in Ansehung der baldigen Heyrath ins Reine mit ihm zu bringen; ich sollte mich ja gefällig und artig gegen meinen Bräutigam betragen.

Mit Thränen in den Augen stürzte ich zu seinen Füßen und bat und beschwor ihn,

seines

seines Kindes zu schonen und sich meiner doch zu erbarmen. Ich fügte auch noch hinzu, daß ich selbst am Altare nicht Ja sagen würde, so sehr ich sonst die Pflicht eines Kindes gegen seine Eltern zu erfüllen mich bemühte.

Allein mein Vater lachte nur dazu. Ich war Willens, mein Leben vor der Ankunft dieses Ungeheuers mir zu rauben: Allein, meine kluge Mutter, die in meinen Blicken den höchsten Grad der Verzweiflung las, ließ mich nicht alleine.

Nun kam endlich der Mann, dem mein Vater seine einzige Tochter aus einer unedlen Leidenschaft aufzuopfern entschlossen war.

Wäre der Fürst des Landes zu uns gekommen, mein Vater hätte ihn nicht anders aufnehmen und ihm nicht besser begegnen können, da im Gegentheil ich und meine Mutter uns kaum zu einem Gegenkompliment bequemen konnten.

Als er mir, auf eine seiner Meinung nach sehr zärtliche Art, die Absicht seines Besuches eröffnete; so sagte ich ihm entschlossen: nie würde ich seine Gattin werden, nie in diesem Punct dem Befehl meines Vaters gehorchen können.

Ein Blick meines Vaters bey diesem Wort, zeigte mir, daß blos die Gegenwart des Freyers mich vor einer grausamen Behandlung schütze, da hingegen dieser durch die angewandtesten altmodischen Zärtlichkeiten seinen Entzweck noch zu erreichen suchte.

Endlich hatte mein Vater die Verwegenheit zu sagen: dieses mein Betragen wäre nur eine bloße Verstellung; ich wollte meinen Liebhaber nur auf die Probe stellen. Das Mädchen, sagte er, wird schon noch kirre werden; nun wollen wir die Heyrathstraktaten schreiben, auch den Tag der Hochzeit vestsetzen.

Als sich der alte Wollüstling einige Unanständigkeiten gegen mich erlauben wollte,

stieß ich ihn mit Gewalt zurück und verließ das Zimmer.

Nun wurde während meiner Abwesenheit um mich, wie um ein Stück Vieh gehandelt, und endlich wurde man wirklich eins, wovon ich aber zu meinem großen Vergnügen nichts erfuhr, auch den Käufer meiner Person nicht mehr zu Gesichte bekam. Ob ich gleich glaubte, daß ich nach dem Abzug dieses Ungeheuers den vollen Zorn meines Vaters empfinden würde; so irrte ich mich doch. Er war nur froh, daß der Verkauf glücklich zu Stande gekommen war.

So wie der Verkäufer einer Sache, die sich nicht lange hält, sucht, solche bald dem Käufer auszuhändigen; so machte es auch mein Vater mit seiner verkauften Tochter. Der heutige Tag war zur öffentlichen Bestättigung des Kaufs in der Kirche bestimmt, ohne daß mir eher als gestern Abends etwas davon gesagt ward und dieß bewog

mich in der Nacht, mit nichts versehen, als mit meinem Schatzkästchen, mein väterliches Haus zu verlassen. O! hätte ich nur von meiner geliebten Mutter Abschied nehmen können! — Und nun muß die Tochter eines mehr als wohlhabenden Beamten sehen, wie sie in der weiten Welt unbekannt sich ehrlich fortbringen kann. Doch dieß ist mir der geringste Kummer. Aber der Gedanke: vielleicht doch etwa von meinem Vater ausgekundschaftet eingeholt und von meinem geliebten Fritz vielleicht auf ewig getrennt zu werden, ist mir der fürchterlichste.

Dieß ist meine Geschichte und nun bitte ich — und beschwöre sie, sich meiner nach Kräften anzunehmen, wenn man sich etwa meiner Person bemächtigen wollte. Heilig sicherte Heinrich ihr dieß zu, und machte bey sich selbst die Bemerkung: daß ein so grausames Betragen eines Vaters gegen eine —

allem Anschein nach gute Tochter, wohl kaum für möglich sollte gehalten werden, wenn nicht mehr dergleichen traurige Beyspiele bekannt wären; suchte Marien — so hieß das Mädchen — so viel möglich zu beruhigen, und trug im nächsten Städtchen Sorge, ihren leichten Hausanzug mit einem einfachen, aber bequemen Reisekleid zu verwechseln. Des folgenden Tages, da er sich lange in Gedanken mit seiner schönen Reisegefährtin beschäftigt hatte, wendete er sich plötzlich mit der Frage an sie: aber wohin gedenken Sie nun zu reisen? Haben Sie Freunde im Auslande, auf deren thätige Unterstützung und Schutz gegen ihren unnatürlichen Vater Sie rechnen können? Ach nein, gab weinend Marie zur Antwort, deren ängstliches Herz der Gedanke, alleine und hülflos in einer, ihr ganz fremden Welt sich zu befinden, mit allen Schrecknissen ergrief. Ach nein, der einzige Verwandte, den ich kenne, meiner Mutter Bru-

der in N**, hätte zwar gewiß den guten Willen, mich in Schutz zu nehmen, wenn er dazu nicht zu ohnmächtig wäre: Könnte er doch seine Schwester, meine geliebte Mutter, vor den Mißhandlungen ihres harten Gatten nie schützen! Und meines Vaters Anverwandte, die sich in Frankreich befinden, sind mir ganz unbekannt.

Ihre Thränen, die nun häufiger floßen, hinderten sie, weiter zu sprechen; Heinrich, sie zu trösten, rieth ihr, mit ihm bis E** zu reisen, und ihm dort die Sorge zu überlassen, sie nach ihrem Wunsch unterzubringen. Sie hatte nämlich schon bey ihrer ersten Erzählung geäußert, sie wolle in weiter Entfernung von ihrer Vaterstadt, als Haushälterin oder Kammermädchen, in Dienste gehen. Auch giengen seine Wünsche in dieser Rücksicht in Erfüllung: denn wenige Tage nach ihrer Ankunft, hatte er Gelegenheit, durch Vorsprache seiner Hauswirthin, Marien auf einem benach-

barten adelichen Landsitze recht gut versorgt zu sehen, und wie das nun zu geschehen pflegt, er dachte lange Zeit um so weniger an sie, je weniger er von ihr sah und hörte.

Sobald der neue Ankömmling auf der Universität sich nur ein wenig eingerichtet und die erforderlichen Ankunftsbesuche bey den Professoren gemacht hatte, so schrieb er sehr umständlich an die ihn theuern und werthen Personen und die Entfernung von dem Gegenstand seines Herzens ließ immer noch nicht seine vorige Heiterkeit zurücke kehren.

Als vierzehn Tage seit dem Ablauf seines Briefs verflossen waren, kamen endlich die sehnlich erwarteten Antworten an, da er eben seine Pfeife zum Fenster hinaus rauchte und an sein Liebchen dachte. Da sich aber Jedermann den Inhalt des Briefs von Louisen leicht denken kann, auch laut der übrigen Briefe, nichts von Bedeutung seit seiner Entfernung weder im Gräflichen, noch in seiner

Mutter Hause sich zugetragen hat; so halte ichs auch nicht für nothwendig einen Auszug davon zu liefern.

Obgleich Heinrich in den ersten Wochen seiner akademischen Laufbahn nur sich allein zu leben pflegte; so wurde er doch nach und nach in Gesellschaften und zwar nicht immer in die besten, gezogen, vorzüglich da man merkte, daß seine Börse meist immer gefüllt war, die freylich auch nicht selten das Schicksal aller Studentenbörsen — öfter leer zu seyn, als voll — erfahren mußte. Sein Leichtsinn aber, und das Beyspiel seiner zügellosen Gesellschafter — da ja ohnehin der noch unerfahrne Student, so leicht rohe Sitten nachahmt, um sich dadurch in ein vermeintliches Ansehen zu setzen — formten bald, trotz seines wirklich guten Herzens, seine Sittlichkeit in Unsittlichkeit um, obgleich die Briefe des würdigen Grafen, des Hofmeisters und seiner Louise ihn immer aufforderten, der Tu-

gend getreu zu bleiben. Doch besuchte er seine Collegien bis an das Ende seiner akademischen Laufbahn sehr fleißig, und da er einen fähigen Kopf hatte, so sammelte er sich nicht gemeine Kenntnisse in der Rechtswissenschaft, die sein Hauptstudium war, so wie auch in der Philosophie und Geschichte, und wurde daher von seinen Lehrern sehr geschätzt. Hohes Spielen und starkes Trinken war seine Sache nicht, aber die Wollust, die leider! schon so viele Jünglinge zu Grunde richtete, war die Klippe, an der er scheiterte. Erlaßt mir, edle Herzen, ein genaueres Detail dieser traurigen Epoche in Heinrichs Lebensgeschichte, genug er fröhnte seinen ungezähmten Begierden, ohne auf die sanften und häufigen Erinnerungen seines Gewissens zu achten!

Wie aber kein Mensch ganz Bösewicht ist, sondern auch mit unter wirklich gute Handlungen verrichtet; so war es der Fall auch bey Heinrich. Er that viel — viel Gutes,

obgleich mehr aus Temperament — wegen der natürlichen Güte seines Herzens, als aus Pflicht. Denn sonst hätte er auf der andern Seite nicht so oft pflichtwidrig handeln können. Es kam die Zeit zur Abreise von der Akademie, auf der er vier Jahre verweilt hatte, heran, und natürlich verließ er sie nicht ganz gerne. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er sie so unbefleckt hätte verlassen können, als er sie betrat!

Noch jetzt mindert der traurige Hinblick auf diesen Theil seines Lebens seine beneidenswerthe Glückseligkeit beträchtlich.

O Jünglinge, Mädchen! die ihr dieß leset, beherziget doch wohl, beherziget folgendes wohl: kein Laster rächt sich so fürchterlich als die Wollust. Wenn auch euer Körper durch dergleichen Ausschweifungen nicht gelitten hat; so werden doch die Freuden, an dem Busen einer treuen Gattin, im Arme eines lieben Mannes, beym Anblick wohl erzo-

gener Kinder, beym Genuß eines sonst glücklichen Alters, auch bey einer ächt moralischen Besserung, durch den Rückblick an ein solches vorher geführtes schändliche Leben fürchterlich getrübt. Ihr wollt ja doch glücklich seyn, ihr strebet oft ängstlich darnach, und seht, ihr selbst zernichtet euer Glück auf immer. Selbst jenseits des Grabes noch, muß ein solcher Rückblick eure Glückseligkeit mindern.

Ob also gleich Heinrich seine Unschuld auf der Akademie leider verlohren hatte; so brachte er doch wegen seiner wirklich eisernen Natur keinen ganz entnervten Körper mit zurücke. Er kam vielmehr noch immer als ein blühender Jüngling im Gräflichen Hause an. Da aber in den vor mir liegenden Papieren nichts von seinem Empfang gedacht wird; so will ich diese Scene auch nicht ausmahlen, sondern gleich weiter erzählen, daß Heinrich, nachdem er sich kaum ein halbes Jahr im Gräflichen Hause aufgehalten hatte, theils durch den guten Ruf

von seiner Geschicklichkeit, theils durch die Empfehlung des Grafen, in der sechs Stunden entfernten Stadt A** die Stelle eines Sekretärs bey der Regierung erhielt, auch die ihm aufgetragenen wichtigen Geschäfte mit der größten Pünktlichkeit und zur allgemeinen Zufriedenheit verrichtete. Hier ereignete sich nun etwas, das zu seiner nachherigen ächt moralischen Gesinnung, und folglich zu seinem wahren Glück den Grund legte.

Da einsmals sein Geist von den vielen Geschäften Erhohlung brauchte; so ließ er sich aus einer Lesebibliothek einen Roman bringen. Begierig las er unter dem kühlen Schatten eines Baumes im Schloßgarten. Wie vom Donner gerührt war er, als er in der mahlerischen Beschreibung einiger wollüstigen Scenen seine Geschichte, und in der Zeichnung des jungen Wüstlings ganz sein Bild fand. Selbst sich verachtend, legte er das Buch bey Seite, gieng unruhig in den Alleen umher, und ließ

seine vorigen schwelgerischen Tage die strengste Musterung passiren. Da er, wie wir schon oft gehört haben, ein wirklich gutes Herz hatte; so hätte er hiedurch seiner eigenen Versicherung nach, zulezt ein Raub der wildesten Verzweiflung werden müssen, wenn ihn nicht ein wohlthätiges Werkzeug der Vorsehung nahe am Rande des Abgrundes noch glücklich gerettet hätte. Wie einer, der von einem wütenden Feind verfolgt wird, lief er nunmehr im Garten herum, und sein Gram, der sein Herz gleichsam zermalmte, war in seinen Gesichtszügen deutlich wahrzunehmen.

Hier begegnete ihm ein würdiger Greiß, der Oberhofprediger, der ihn kannte. Freundlich gieng dieser auf ihn zu, um sich mit ihm zu unterhalten. Aber wie sehr erschrak er, als er jetzt vor Heinrichen stand, und dieser in sich selbst gekehrt, ihn gar nicht zu bemerken schien. "Ums Himmelswillen, rief er ängstlich aus: was ist Ihnen Herr Sekretär?" —

Düsterer Gram ist ja auf ihrer sonst so offnen Stirne tief eingegraben? — Würdigen Sie mich doch ihres Zutrauens. Was es auch sey, das Sie beängstigt, vertrauen Sie es mir, Sie legen ihr Geheimniß in sichere Hände. Mehrere Minuten stund Heinrich stille vor ihm, endlich sagte er auf nochmaliges liebevolles Bitten des trefflichen Greises: ich bin verlohren — ich bin nicht mehr zu retten!!! — Eben so weise als liebevoll entlockte ihm endlich der würdige Oberhofprediger die Ursache seines Grams. Und so wohlthätig für unsern Heinrich dieses menschenfreundliche Bemühen war, so gesegnet war auch der Erfolg für ihn, der dasselbe begleitete.

Die Ermahnungen: man müsse seine Fehler möglichst gut zu machen suchen — man müsse nach dem Moralgesetz, das mit einem eisernen Griffel in unser Herz gegraben ist, auch die verlorne Würde des Menschen durch verdoppelten Tugendeifer wiederum zu erlangen stre-

ben; — und die Trostgründe der Vernunft und Religion, die aus dem weichen Herzen Heinrichs nicht ganz verbannt war, sondern nur, weil die Sinnlichkeit bisher ihn überwältiget hatte, ihre gehörige Wirkung nicht ganz äussern konnte, die aber jetzt dieser würdige Religionslehrer ihm wieder mächtig ans Herz legte, thaten ihre seegensvolle Wirkung. Dankbar drückte Heinrich seinem Retter die Hand, bat ihn, sich ferner seiner anzunehmen und gelobte ihm feierlich, Gottes Geboten, die zugleich Gebote der gesetzgebenden Vernunft selbst sind, von nun an den pünctlichsten Gehorsam zu leisten, und dadurch sich der Liebe dessen, der nicht nur strenger Richter, sondern auch liebevoller und weiser Vater der Sterblichen ist, wieder würdig zu machen, welches Gelübde er denn auch forthin unverbrüchlich hielt, wie die Folge zeigen wird.

O Freunde! vorzüglich ihr Freunde der Religion, aber auch ihr, die ihr die große

Wahrheit der Vernunft und christlichen Religion; die Lehre von der Vorsehung; leugnet, — blättert nicht flüchtig weiter, sondern verweilet einige Augenblicke bey dieser so wichtigen Stelle, die — ich versichere es euch — nicht meine Erfindung ist, sondern eine wahre Begebenheit enthält: müßt ihr hier nicht den Gang der göttlichen Vorsehung deutlich bemerken. Hier, wo euch kein Wunder erzählet wird, sondern wo es alles ganz natürlich zugeht, wo eine Stelle eines Romans das Herz des Wollüstlings gerade jetzt rühren, und ein Greiß, ein guter Mensch, um ihn zu retten, der Welt ein nützliches Mitglied zu erhalten und seine Seele dem Verderben zu entreißen, ihm gerade jetzt begegnen muß, da er eben im Begriff ist ein Raub der Verzweiflung zu werden! — Und so Freunde könntet ihr täglich die Wege der Vorsehung bemerken, wenn ihr nur wolltet, und ihr werdet sie selbst bey unsers Heinrichs Geschichte noch sichtbar genug wahrnehmen können.

Von

Von nun an verwendete Heinrich seine geschäftslosen Stunden auf das Lesen treflicher Religionsschriften, die ihm sein ewig unvergeßlicher Retter aus seinem vortreflichen Bücherschatz mittheilte, und sein sehr fähiger Kopf ließ ihn auch hier Riesenschritte machen. Nichts war für ihn kränkender, als daß er sein begangenes Unrecht nicht sogleich auf der Stelle gut machen konnte, und täglich betete er inbrünstig zu Gott um Gelegenheit und Vermögen dazu, und stärkte eben durch dieses ernstliche Gebet seinen Vorsatz immer mehr, der daher auch bey der nächsten dargebotenen schicklichen Gelegenheit zur That werden mußte.

Schüchtern und nicht mehr so froh wie sonst, besuchte er zuweilen Louisen. Denn ach! er fühlte zu sehr, wie sehr er sie, obgleich ihr unbewußt, beleidiget habe, und wie wenig er der Liebe einer so reinen Seele jetzt mehr würdig sey. Ein solcher Engel mußte

nur wieder einen Engel, oder doch den besten Mann zum Gatten wählen. Gleichwol fühlte er noch immer die glühendste Liebe für sie. Ich muß — sagte er zu sich selbst — Vernunft und Religion fordern mich auf — ich muß dieser Liebe entsagen; ich würde sonst lebenslang die ausgesuchte Rolle eines heuchlerischen Betrügers spielen, und so Verbrechen auf Verbrechen häufen. Und siehe, er brachte auch wirklich der Tugend dieß große Opfer. Aber ich muß es ihr selbst sagen; — ich muß sie auf meinen Knien um Verzeihung anflehen, war sein Gedanke. Als er eines Tags beym Erwachen Gott nochmals um Kräfte und Muth zu diesem seinen Beginnen angerufen hatte, ließ er sein Pferd satteln und ritt beym Grauen des Tages zu Louisen. Ach! dießmal bezauberte ihn nicht der Anblick der bunten Natur, nicht der Gesang der gefiederten Sänger.

Der große Kampf zwischen Liebe und

Pflicht engte seine Brust zu sehr, machte ihn für alle Freude unempfindlich. Centnerschwer fiels ihm aufs Herz, als er zum Schloßthor hineinritt. Zum Glücke traf er Louisen alleine. Kaum hörte sie das Klirren des Pferdehufs, so eilte sie ihm schon mit offenen Armen entgegen. Aber, o! wie ward ihr zu Muthe, als er sich ihrer zärtlichen Umarmung zu entwinden bemühte, und sein trübes Gesicht ihr eine Krankheit oder sonst eine große Unannehmlichkeit ahnden ließ. Heinrich — mein Heinrich! sagte sie, schütte deinen Kummer in den Schooß deiner Freundin — gerne will ich ihn mit dir theilen — gerne wollt ich ihn allein tragen, wenn es in meiner Gewalt stünde. Oder liebst du deine treue Louise nicht mehr so innig, wie vormals, nicht mehr so zärtlich? Thränen erstickten hier ihre bebende Stimme, aber auch Heinrichs matten Augen entstürzten Thränen. Ob ich dich nicht mehr liebe? stammelte er. Laß uns zu d.i-

nes Bruders Grabhügel gehen, ich habe dir wichtige Sachen zu sagen. Traurig schlichen sie dahin, setzten sich auf die Rasenbank und konnten beyde vor Weinen nicht sprechen.

Endlich rief Heinrich mit einem vesten Blick gen Himmel, Louise, ich bin deiner nicht mehr werth. Fliehe mich edle Seele, fliehe mich. — Meine Unschuld ist dahin, — ich bin deiner Liebe unwürdig, knieend flehte er nun um ihre Verzeihung, und legte ihr den Ring, das Unterpfand ihrer ewigen zärtlichen Liebe, zu Füßen.

Sanft, wie ein Engel Gottes, faßte sie seine Hand, auf die ihre Thränen perlten, und sagte: o Heinrich! ich verzeihe dir — verzeihen ist Pflicht — dein Herz ist gut, nur deine Sinnlichkeit hat dich berauscht. Und nun laß uns gehen; meine Brust ist zu voll. O Louise! welche Großmuth, rief Heinrich enthusiastisch, welche überirdische Großmuth!! Wohl mir, daß ich nur deine

Verzeihung habe. Nun darf ich doch meiner Todesstunde getrost entgegen sehen! — Aber jetzt muß ich eilen, so sehr sich auch mein Herz sträubt. — Möchte Ihnen doch der Himmel einen Gatten schenken, der Sie so zärtlich liebt, wie ich Sie noch liebe, und ewig lieben werde, der aber Ihrer ganz werth ist. Leben Sie wohl — ewig wohl.

Und fort war er aus ihren Augen. Noch vor Sonnenuntergang war er wieder zu Hause, und so müde er auch war; so konnte er gleichwol nicht schlafen, doch fühlte er sich glücklicher, als vorher, weil er der Tugend ein solches Opfer gebracht und doch wenigstens Louisens Verzeihung erhalten hatte.

Die Macht der Zeit, das merkliche Zunehmen seiner ächt moralischen Gesinnungen, und das Bewußtseyn der Pflichtmäßigkeit seiner Handlungen, ja sein verdoppelter Tugendeifer, und der Trost, den ihm das Lesen vernünftiger Religionsschriften gewährte,

machten seine Seele immer ruhiger und stiller.

Bey Vergnügungen und Gesellschaften war er nicht zu sehen, als wenn er Ehrehalber zugegen seyn mußte. Die Stunden, in welchen er frey von Amtsgeschäften war, widmete er einer steten Selbstprüfung und dem Lesen obenerwähnter Bücher. Nun traf sichs, daß er in Geschäften auf eine Zeitlang nach E * * reisen mußte, einem Ort, den ihm theils die Rückerinnerung an seine froh durchlebten Studentenjahre, nochmehr aber seine folternde Gewissenbisse, wegen der Ausschweifungen, die er dort hatte zu Schulden kommen lassen, wichtig machte: und wie erwünscht war ihm nicht diese Gelegenheit. Augenblicklich dachte er hier, mußt du wieder gut zu machen suchen, was du böses gethan hast, insoferne es dir möglich ist, und Gottes Vorsehung wir dich gewiß dabey unterstützen, sie ist es, die dich, obgleich auf eine

so natürliche Art, aber gewiß absichtlich dahin führt. Und diesen tugendhaften Entschlüssen, die aus einer vesten, ächt christlichen Ueberzeugung herkamen, entsprach er denn auch wirklich, wie wir sogleich sehen werden.

Kaum war er nämlich in E * * angekommen, als er jene unglückliche Frau eines Bürgers, die er verführte, und die, eines Kaufmanns, von welcher er zur Wollust gereizt worden war, aufzusuchen sich vornahm. Erstere traf er auf der Straße, und beschied sie in sein Logis, mit der ernstlichen Versicherung, daß er dießmal keine so schändliche Absicht habe, als ehehin.

Kaum war sie — zweifelhaft, ob es ihm mit seiner Versicherung Ernst sey — bey ihm erschienen, als er sie aufs rührendste und mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat, und sie beschwur, wieder auf den Weg der Tugend zurücke zu kehren, wenn sie es noch nicht gethan hätte, ihren Mann um so mehr

zu lieben, jemehr sie ihn durch ihre ehemalige Gefälligkeit gegen seine schändlichen Zumuthungen, durch ihre sträfliche Untreue beleidigt habe, auch alle, ihr von selbigem zugefügte Kränkungen, wenn sie auch noch so ungerecht und unverschuldet wären, ruhig und geduldig zu ertragen.

Vorzüglich bat er sie dringend, das Kind, das ihrer eigenen Versicherung nach, nicht von ihrem Manne, sondern von ihm sey, durch eine letzte Willensverordnung von dem väterlichen Erbtheil, wenn selbiges auch noch so gering wäre, auszuschließen, weil er und sie sonst an den Kindern ihres Mannes zu Dieben würden Er wolle schon für die Versorgung dieses Kindes und für die, wegen der Erziehung desselben, den übrigen Kindern gebührende Entschädigung die nöthigen Vorkehrungen treffen. Gleichwohl müsse sie aber die ganze Sache verschwiegen halten, weil dadurch mehr Unheil in Betreff der Ruhe des

Mannes und in Rücksicht der Kinder, angerichtet werden dürfte. Gerührt dankte sie Heinrichen für diese Worte des Trostes, versicherte, daß sie ihre Untreue gegen ihren Mann schon lange herzlich bereuet, und daß sie auch die oft nur allzuheftigen Mißhandlungen ihres groben Mannes deshalb geduldig getragen habe. Nur der Punkt wegen ihres Kindes sey bisher noch wie eine große Last auf ihrem Herzen gelegen, jetzt habe er aber auch diese weggewälzt.

Kurz, Heinrich hatte das Vergnügen dieses Weib voll Rührung, und allem Anschein nach würklich gebessert von sich gehen zu sehen. Nach Verfluß zweyer Jahre war er auch so glücklich, der Familie überhaupt, vorzüglich aber dem Manne eine eigentliche Genugthuung zu leisten. Er erhielt nämlich von dieser Frau ein sehr klägliches Schreiben, worinnen sie ihm meldete, daß sie wegen Mangel an Arbeit in eine, ihr geringes Ver-

mögen weit übersteigende Schuldenlast verfallen wäre, und daß die hartherzigen Gläubiger, denen ihr Mann noch dazu nach seiner Weise grob begegnet sey, bey dem Richter es dahin gebracht hätten, daß er in den Schuldthurm geworfen werden solle, weil der Handwerkszeug und ihre wenige Meubeln schon vorher von ihnen um der dringendsten Noth zu begegnen, hätten verkauft werden müssen. Ihr bleibe also nichts übrig, als den Bettelstab zu ergreifen. Sogleich ersuchte er sie in dem Antwortschreiben freundlich, ihm schleunig zu melden, wie hoch sich ihre Schuldenlast belaufe, und was das Anschaffen des nöthigen Handwerkszeugs kosten könne. Und da er die Antwort erhielt, daß Alles zusammen gegen vierhundert Gulden betragen könne; so schickte er tausend Gulden, damit diese Familie bey den nahrungslosen Zeiten nicht eine neue Schuldenlast auf sich laden müsse. Er rettete also dadurch eine unglückliche Fa-

milie vom Elend und befreyte den Mann von einem schimpflichen Gefängniß.

Die Frau des Kaufmanns konnte er aber nicht mehr sprechen, weil sie lange vor seiner Ankunft kinderlos an den Folgen ihrer Ausschweifungen gestorben war. Ihren Gatten aber, einen sehr rechtschaffenen Mann, sprach er, entdeckte ihm die ganze Geschichte, und bat ihn rührend um Verzeihung, die er auch, nebst dem freywilligen Versprechen, eines heiligen Stillschweigens erhielt.

Kurz vor dem Ende seiner Geschäfte an diesem Ort, hatte er auch noch eine schöne Gelegenheit diesem Mann eine Art von Genugthuung wegen der zugefügten Beleidigung zu geben.

Er kam nämlich eines Abends in einen Gasthof, wo der Kaufmann unverschuldet, wie es sich nachher zeigte, mit einem betrunkenen Offizier Händel bekam, bey welchen die übrigen Anwesenden, statt Hülfe zu leisten, ruhige

Zuschauer abgaben. Sogleich versuchte Heinrich diese Händel zu schlichten, da er aber merkte, daß von Seiten des Officiers an kein Nachgeben zu denken war; so zog er den Kaufmann zur Thüre hinaus, und begleitete ihn nach Hause.

Ehe sie noch daselbst angekommen waren, erreichten sie die, ihnen auf dem Fuß nachfolgenden Offiziere, und des einen Säbel traf wirklich unsern Heinrich, der sich über den Kaufmann herbog, damit diesen der Streich nicht treffen konnte: auch erreichte er seine Absicht glücklich, denn ob gleich er verwundet wurde, so bekam doch der Kaufmann Gelegenheit zu entfliehen.

So kehrte er reich an wirklich edlen Thaten nach verrichteten Geschäften zurücke, und kaum war er einige Monate zu Hause, so erhielt er wegen seiner ganz vorzüglichen Geschicklichkeiten und seines Edelmuthes, von dem treflichen Fürsten eine erledigte Hofrathsstelle

und wurde zugleich von ihm in den Adelstand erhoben. Nun erst hatte er volle Gelegenheit seine Talente geltend zu machen, gleich geliebt vom Fürsten und vom Volke stieg er schnell von einer Stufe zur andern, bis zum Premierminister. Und ob ihn gleich die Hofkabale nicht ungeneckt ließ, so wußte er doch alle ihre Pfeile abzuweisen. Hier wurde er nun einer sehr wichtigen Angelegenheit wegen an einen weitentfernten Hof geschickt und da trafs sichs, daß er seinen für todt gehaltenen Eberhard zwar unter den Lebendigen, aber in einem sehr ärmlichen Zustand antraf.

Als er eines Tages ganz allein von einem benachbarten adelichen Schloß langsam, wegen des Sandes nach Hause fuhr, sahe er am Wege einen Menschen sitzen, dessen Kleidung ärmlich, aber doch reinlich und auf dessen bleichem Gesichte der Kummer sichtbar war. Kaum hatte er ihn recht ins Gesicht gefaßt;

so dachte er pfeilschnell bey sich: dieser Unglückliche scheint ganz das Ebenbild meines verstorbenen Freundes zu seyn, befahl dem Kutscher zu halten, und gieng auf ihn zu. Und wer mag die Freude beschreiben, als sich diese beyden wirklich erkanten, wer mag vorzüglich wohl die Freude Heinrichs beschreiben, der noch dazu einen für todt gehaltenen Freund wieder fand!!! —

Mund auf Mund, Arm um Arm gepreßt und geschlungen stunden sie lange, ohne daß sie anders etwas redeten, als mein Heinrich! — wirklich mein Eberhard? Mein bester Freund, den ich und alle seine Lieben schon Jahre lang als todt beweinten und betrauerten? —

Heinrich, lebt mein Vater noch, oder hat ihn der Kummer über den Verlust seines geliebten Sohnes getödtet? — Was macht Louise? — Als diese Fragen kurz beantwortet waren, und der erste heftigste Ausbruch der Freude vorbey war, mußte sich

Eberhard zu ihm in den Wagen setzen und seine Geschichte erzählen.

Ein halbes Jahr vor meiner Entfernung vom väterlichen Hause, sagte er, lernte ich die Magd eines benachbarten Müllers, ein siebenzehnjähriges Mädchen kennen, die zwar von ganz geringem Stande war, deren Herz aber eben so vortrefflich war, als ihre Gestalt. Nichts wünschte ich heftiger, als mit diesem lieben Mädchen einst auf ewig vereint werden zu können. Und so sehr sich auch Anfangs meine Vernunft selbst dagegen setzte und mir die wichtigsten Hindernisse entgegen stellte, ja selbst mein Unglück deutlich voraus sehen ließ, so konnte sie doch mein Herz nicht zum Schweigen bringen, sondern dieses erhielt den Sieg und wir schwuren einander ewige Liebe und Treue. Anfänglich wollte ich meinem Vater zu Füssen fallen, ihn um seine Einwilligung und väterlichen Seegen bitten und dich zum Vertrauten meines Geheimnisses machen;

allein ich konnte mich doch nicht dazu entschließen, so sehr es auch mein Herz wünschte, aus Furcht, dadurch von dem Gegenstand meiner so heißen Liebe auf immer getrennt zu werden.

Ich faßte daher den, nach meiner damaligen Meynung, heroischen Entschluß, mit Leonoren heimlich zu entfliehen und lieber mit ihr zu betteln, wenn wir keinen Unterhalt fänden, als von ihr getrennt zu werden. Als Leonore ihren Dienst verließ, verabredeten wir drey Stunden von unserm Ort einander zu treffen und uns trauen zu lassen, sobald wir einen gutwilligen Geistlichen finden würden. Ich zog zu dem Ende meinen schlechten Ueberrock an, nahm nur sehr wenig Geld zu mir, lehnte meine Flinte an einen Baum in einem Holzwege nnd schüttete dabey einiges gesammeltes Blut hin, damit man glauben sollte, ich sey umgebracht worden, und sich deßhalb mit Nachspüren in der Ferne

weni-

weniger beschäftigen möchte. Daß mir aber doch der Kummer, den ich den Meinigen und meinem Freund Heinrich dadurch verursachen würde, manche Qual schuf, darfst du sicher glauben, aber ein Engelsblick von Leonoren verscheuchte selbigen jederzeit bald wieder. Da wir gleich am zweiten Tag unserer Flucht wegen Mangel eines Passes bald arretirt worden wären, so entschloß ich mich Kriegsdienste zu nehmen, aber nur unter der vesten Versicherung, daß mir Leonore angetraut werden würde.

Da der Werber im nächsten Städtchen meiner Größe wegen mich gerne annahm, und ich auch ein sehr geringes Handgeld forderte; so wurden wir denn sogleich zu einem Geistlichen geführt, um getraut zu werden, und Leonore erhielt das schriftliche Versprechen vom Hauptmann, Compagniewäscherin zu werden. Nun war niemand glücklicher als wir. Unser gutes Betragen, der Umstand, daß mich der

Hauptmann wegen meines Schreibens sehr gut gebrauchen konnte, und der Verdienst meiner Frau mit Waschen und Nähen verschaffte uns bald ein mäßiges Auskommen.

So gut nun aber auch meine Lage war; so wurde sie mir doch oft durch den Gedanken an das väterliche Haus peinlich, wegen des Kummers, den ich den Meinigen verursacht haben mußte, vorzüglich nach Verfluß des ersten Jahres unserer Ehe. Oft wollte ich zu den Meinigen zurückkehren und kniend ihre Verzeihung erflehen, aber Leonoren durfte ich nicht mitnehmen, und diese zu verlassen erlaubte meine immer herzlichere Liebe zu ihr nicht, und ich hätte auch wegen ihrer glühenden Liebe zu mir und wegen der Güte ihres Herzens Verbrechen auf Verbrechen dadurch gehäuft. Es blieb mir also nichts anders zu thun übrig, als die lieben Meinigen in dem Wahn stehen zu lassen, ich sey todt, um die doch schon so zimlich vernarbte Wunde nicht

wieder aufzureißen. So verflossen unsere Tage übrigens zimlich gut, bis vor einem Vierteljahre meine beste Leonore kinderlos sanft entschlummerte. Unmöglich war mirs, länger in der Gegend zu bleiben, wo die Gebeine meiner Gattin in dem kühlen Schoos der Erde verborgen lagen. Ich bat um meinen Abschied, der mir auch wegen meiner treuen und nützlichen Dienste, von meinem wirklich rechtschaffenen Wirth bewirkt würde. Und nun will ich, gleich dem verlohrnen Sohn, in die Arme meines Vaters fliehen und seine Verzeihung zu erflehen suchen, um mein jetzt so bekümmertes Herz völlig zu beruhigen.

Jetzt erzählte auch Heinrich seinem Freunde seine Geschichte, und bat ihn, so lange bey ihm zu bleiben, bis er nach Hause reise, welches bald geschehen würde, wo sie denn zusammen fahren könnten; welchen freundschaftlichen Vorschlag Eberhard auch annahm.

Als nun Heinrich mit Eberhard nach geendigter Reise glücklich und wohlbehalten an seinem bestimmten Ort angekommen war, so schlug er seinem Freund vor, daß er zuerst seinen Vater auf seine Ankunft vorbereiten wolle, und daß er ihn dann selbst in die Arme desselben zu führen gesonnen sey. Denn obgleich Heinrich bisher nicht mehr ins gräfliche Haus gekommen war: so unterhielten sie sich doch zuweilen schriftlich mit einander. Auch von Louisen erhielt er doch zuweilen Briefe, aber diese hatten nicht mehr den sonstigen Inhalt.

Eines Tages fuhr Heinrich zum Grafen, und nach verschiedenen andern Unterredungen erzählte er auch selbigem die Geschichte Eberhards, doch so, daß der Graf nicht merken konnte, daß es wirklich die Geschichte seines eigenen, für todt gehaltenen Sohnes sey.

O glücklicher Vater! rief der alte würdige Graf, und eine helle Thräne perlte in

seinem noch feurigen Auge; glücklicher Vater! du konntest doch der großen Freude des Wiederfindens, die du dir gar nicht hättest können träumen lassen, noch theilhaftig werden; du hättest gar kein fühlendes Vaterherz haben müssen, wärest einer solchen, beinahe überirrdischen Freude gar nicht würdig gewesen, wenn du deinem reuevollen Sohn nicht die offenen Vaterarme entgegen gestreckt hättest!

Trefflicher Greiß — Muster der Vollkommenheit, dieser glückliche Vater sind Sie! — rief Heinrich. Ihr Eberhard lebt — und hoft sehnlichst eine gleiche Verzeihung in ihren offenen Vaterarmen zu finden. Und wie glücklich fühl ich mich nicht, daß ich, der Freund Ihres gleichsam wieder neuauflebenden Sohns, ihnen diese so freudige Nachricht mittheilen kann.

Groß war die Freude im ganzen Hause, und der Graf konnte die Ankunft Eberhards gar nicht erwarten, sondern fuhr selbst nebst

Louisen mit Heinrich nach Hause, wo er seinen Sohn, der beym Aussteigen seines Freunds im Hofe schon auf eine tröstliche Nachricht von seinen Vater harrete, selbst mit offenen Armen und Thränen der Freude entgegen lief, und ihm nicht den geringsten Vorwurf machte, weil er es, wie er nachher selbst äusserte, für unmoralisch, ja selbst für schädlich hielt, einen aufrichtigen Reuigen, der ohnehin schon durch das unangenehme Gefühl seines unmoralischen Zustandes, oder durch andere, aus selbigem herrührende mannichfaltige Unannehmlichkeiten genug gelitten hatte, noch mit Vorwürfen zu quälen.

Und ihr gefühlvollen Leser, freuet euch, diese Begebenheit vereinigte aufs Neue Louisens und Heinrichs Herz auf ewig

Als beide neben einander in einer kühlen Grotte im Garten saßen, schlang Louise traulich ihren weißen Arm um Heinrichs Naken und sagte: "viele deiner edeln Thaten

sind mir durch eingezogene Erkundigungen bekannt worden. Du verdienst ohngeachtet deiner wenigen, blos von der Macht der Sinnlichkeit erregten Abweichungen vom ebnen Pfade, ein Muster der Tugend genannt zu werden. Heinrich, meine Liebe zu dir, die ich absichtlich verheelte, lebt noch in ihrer vollen Stärke. Ich habe verschiedene Anträge deshalb abgewiesen. Nur durch dich glaube ich glücklich zu werden, und ich schäme mich nicht, dir dieses zu sagen, da ich weiß, daß auch du mich immer noch zärtlich liebst, daß nur deine hohe Tugend ein Geständniß zu wagen dir nicht erlaubte, das dein fühlendes zärtliches Herz längst schon gerne gethan hätte. Heinrich, deine sichtbare Unruhe verräth mir deutlich deinen Kampf. Die Wahl zwischen Pflicht und Liebe ist groß.

Aber auch dieser Kampf ist ein merkliches Zeichen deiner treflichen Denkart. Du wirst von mir, die ich ja auch ein fehlerhaftes Geschöpf

bin, wie alle Menschen, so wenig je Vorwürfe hören, als jene seligen Bewohner jenseits einander, wegen hienieden begangener Fehler Vorwürfe machen, auch gar nicht werth wären, in jenen himmlischen Gegenden zu wohnen, wenn sie dazu fähig wären. Und sie sind doch gewiß recht glücklich mit einander. Auch wir wollen – auch wir werden so glücklich mit einander seyn. Ich bin dein, Heinrich! ewig die Deinige Lange blieb Heinrich sprachlos, seine bethränten Augen auf Louisen geheftet, an ihrem Busen liegen.

Endlich stund er rasch auf, fiel ihr zu Füßen und sagte feierlich: Louise, Engel in Menschengestalt, mein Herz hängt noch immer an dir, aber ein Verbrecher wäre ich gewesen, wenn ich Gegenliebe nur erwartet, geschweige gefordert hätte. Beste, noch immer vermag ich nicht den Gedanken zu fassen, daß ich durch den Besitz eines solchen Engels so glücklich seyn soll. Aber da ich auch hier das Werk einer höhern

Vorsehung, das ich schon so deutlich wahrgenommen habe, nicht verkennen kann; so ist es Pflicht zu thun, was die Liebe schon lange gewünscht, ja wozu sie mich mächtig getrieben hat. Hier an deinem Busen, vor dem Angesichte Gottes, dessen Wille unsere Vereinigung seyn muß, weil er deine Gedanken so lenkte, schwör' ich dir aufs Neue unverbrüchliche Treue bis in den Tod! — stets soll mein einziges Bestreben seyn, dich so glücklich zu machen, als einem Sterblichen möglich ist, und sein angefangenes Werk zu vollenden. Nachdem sie sich so unter den Küssen einer reinen Liebe, in ihren umeinander geschlungenen Armen gleichsam gewiegt hatten, giengen sie seelenvergnügt Hand in Hand auf den Saal, um sich den Seegen des würdigen Grafen zu ihrer Verlobung zu erbitten. Und dieser würdige Greis ertheilte ihnen denselben auch sogleich, ohne weder auf die geringe Abstammung Heinrichs, noch auf seine jetzige

große Rolle, die er in der Welt spielte, Rücksicht zu nehmen. Einige Tage vor ihrer Trauung, als die beiden Liebenden so traulich beysammen saßen, wurde unserm Heinrich ein Brief überreicht, den er sogleich heftig erbrach, als wenn er den Inhalt desselben geahndet hätte. In diesem Brief berichtete ihm nehmlich die Bürgersfrau, die sein jugendlicher Leichtsinn verführt hatte daß ihr Mann nunmehr todt sey, und daß sie daher ihren Sohn seinem Verlangen gemäß, dessen Händen überliefern wolle. —

Wenn indeß meine lieben Leser und Leserinnen ahnden wollten, daß dadurch ein neues Hinderniß der Vereinigung dieser beiden Edlen möchte entstanden seyn: so irren sie sich doch glücklicher Weise.

Louise wußte diese Geschichte, und sein Wille und Entschluß war auch ganz der ihrige, ob man gleich den alten Grafen aus guten Gründen nichts davon sagte. Nun er-

schien endlich der Tag der feierlichen Trauung, den zwar die Anwesenheit des Fürsten selbst vollends glänzend machte, der aber auch dadurch ein fürchterlicher Tag für das zärtliche Brautpaar wurde, daß der alte Graf, während er seine zitternden Hände segnend auf sie legen wollte, von einem heftigen Schlag getroffen, todt vor ihren Füßen lag.

Wir wollen theilnehmend unsere Augen von dieser Grausen erregenden Scene wenden, die ohne ausgemahlt zu werden, das natürliche Mitleid ohnehin erregt. Ehe ich aber weiter von Heinrichs jetziger Lebensweise reden kann, muß ich vorher von dessen Sohn und von Graf Eberhard einiges melden.

Ohngefähr ein halbes Jahr nach seiner Verheirathung ließ Heinrich seinen nun dreyzehenjährigen Sohn, Namens Georg, zu sich kommen, nachdem er vorher mit Wissen seiner Gattin, der Mutter desselben ein Geschenk

von zweitausend Gulden, und ihren zwey andern Kindern tausend Gulden zum Ersatz für das Wenige machte, das auf dessen Erziehung von dem Ihrigen verwendet worden war. So hart es Heinrichen auch ankam, seinen Georg für einen an Sohnes Statt Angenommenen anzugeben, ob er ihn gleich väterlich behandelte und liebte, so hielt ers doch zur Zeit noch für Pflicht, so zu handeln. Auch von Louisen wurde er mütterlich behandelt und geliebt.

Ob gleich Georg Unterricht in allen Künsten und Wissenschaften erhielt, so wurde er doch als Kadet bey dem Militär des Fürsten angestellt, weil er dazu vorzüglichen Hang hatte, und Heinrich es sich, gewiß vernünftig, zum unverbrüchlichen Gesetze machte, seinen Kindern freie Wahl ihrer Bestimmung zu lassen: und wir erwähnen nur, daß er sich nicht nur bald bis zum Leutenant geschwungen hatte, sondern daß er auch das Rauhe des Soldatenstandes mit Abscheu haßte, dagegen im Krieg

und Frieden menschlich zu handeln pflegte, und deßhalb auch von seinen Untergebenen und jedem Andern sehr geliebt und geachtet wurde. Graf Eberhard wurde von allen seinen Unterthanen innig geliebet, lebte sehr stille und konnte von seiner Schwester und ihrem Manne nicht zu einer zweiten Verheirathung gebracht werden.

Nachdem Heinrich zwey Jahre verheirathet war, und von der Hofkabale, zu seiner innigsten Kränkung nicht ungeneckt blieb, ob sie gleich seinen Sturz nicht bewerkstelligen konnte; so legte er freiwillig seine Stelle zu den Füßen des edlen Fürsten nieder, um sein Leben ganz seiner Louise und seinen Unterthanen, die ihm der trefliche Monarch mit einem Rittergut zum Hochzeitgeschenk gegeben hatte, ganz zu widmen, ob er gleich als Rathgeber am Hofe bey wichtigen Ereignissen bis an sein Lebensende gebraucht wurde, und sich auch aus Pflicht gerne brauchen ließ.

Und daß Heinrich wirklich wahrer Vater und Freund seiner Unterthanen war, mag folgender kurze Auszug einer Rede beweisen, die er gleich nach erfolgter Schenkung seines Ritterguts, an seine, auf dem Schlosse versammleten Unterthanen hielt, und die jeder Gutsbesitzer, ja jeder Regent wohl beherzigen dürfte.

— — — Lasset es nicht wegen des Abstandes, der zwischen mir und euch ist, am nöthigen Zutrauen fehlen. — Ich ehre euren Stand, ihr Dorfsbewohner, denn ihr seyd die Erbauer der ersten, unentbehrlichsten Bedürfnisse, ihr habt daher ein großes Verdienst im Staat, wenn ihr euren Beruf getreu erfüllet; ihr seyd auch die Arbeitsamsten im Staat, und wahrlich ohne Gefühl handeln diejenigen Großen der Erde, die euch, die ihr ohnehin schon Lasten genug gefühlt habt, wenn jene auf ihren weichen Federn kaum noch ausgeschlummert haben, unnöthig auf allerley Art belasten. Ich werde euch nicht drücken,

wie manche meines Gleichen, werde nicht eure Erndte mit meinen Jagden zerstören, durch welche auch zugleich die Nahrung vieler Tausende zerstört wird. Dagegen, werde ich euch die übertriebenen Frohndienste erlassen, und verlange nichts mehr von euch, als daß ihr meinem Rath folgt, der nur auf eure Wohlfahrt abzwecken soll. Euer Glück soll mein Stolz seyn, und wenn mein Nahme nur in euren Hütten mit dankbaren Thränen der Freude genannt wird: so mag die übrige Welt hohnlachen, oder vergessen daß ich gelebt habe. Haltet mich mehr für euren Vater, als für euren Herrn und habt kindliches Zutrauen zu mir. Auch in der Stunde der Nacht soll mein Ohr eurem nöthigen Anbringen offen stehen!" —

Seine Unterthanen liebten ihn aber auch wirklich als Vater und waren glückliche Leute.

Um seinen Charakter ganz zu schildern, will ich meine Leser mit seiner Meinung über

Religion in etwas bekannt machen, die sie am besten aus Bruchstücken einiger Briefe an seinen würdigen geistlichen Freund abnehmen können.

"Ich weiß leider wohl! schrieb er, daß man es immer versucht, eine Religionswahrheit nach der andern zu bestreiten, ja daß man sogar kühn behauptet: es sey kein Gott, oder die Beweise für das Daseyn desselben schwächt und entkräftet, und also den Glauben an ihn höchst ungewiß macht. Was diese Weisen dabey zur Absicht haben, ob sie wirklich glauben, daß es besser sey, wenn keine Religion mehr ist, — ob sie nur gerne durch kühne Schlüsse bemerkt seyn wollen, oder ob sie von ihren Meinungen so ganz überzeugt sind, daß sie aus Wahrheitsdrang so lehren müssen — weiß ich nicht. Das weiß ich aber, wenn sie nur ein wenig Menschenliebe hätten, so würden sie die Welt mit solchen Behauptungen verschonen, die sich dabey ohnmöglich besser befinden kann, als bey den bisherigen

Lehren und Behauptungen von dem Daseyn Gottes, seiner Regierung der Welt, und von einer künftigen Vergeltung: und wenn wirklich diese Lehren ein bloßes Gedicht seyn sollten; so wäre es das angenehmste und heilsamste Gedicht, das man der Welt nicht rauben, sondern sorgfältig zu erhalten sich bemühen sollte."

"Ich schäme mich des Glaubens an eine nähere göttliche Offenbarung nicht, sie bleibt nicht nur für das Volk, sondern auch für die wahren Weisen ein großes Bedürfniß, und kann und darf deshalb nicht von der Erde vertilgt werden, und je heiliger und ehrwürdiger uns die Person erscheint, der wir diesen nähern Unterricht besonders verdanken, desto besser für die Menschheit und das menschliche Geschlecht; und es ist nicht zu wünschen, daß die Aufklärung je so weit gehe, uns diesen Mann und seine Lehre verdächtig zu machen. Denn welcher Lehre sollten wir folgen, wenn

wenn uns diese genommen wird? Wo ist die Einigkeit der Meinungen bey allen auch noch so großen Weltweisen der Erde, daß wir ihnen sicher folgen könnten.

Ist nicht irren können eine Haupteigenschaft der menschlichen Natur, weil uns die Wahrheit nicht angebohren ist, sondern wir sie erst suchen müssen, und Irrthum nur gar zu oft wie Wahrheit aussieht? Oder sollte sich jemand einbilden, daß er allein eine Ausnahme von dem allgemeinen Loose der Menschheit mache? Versieht, verhört, vergreift man sich nicht oft in Dingen des alltäglichen Lebens? Und sollte man nicht sagen, daß dieß noch weit leichter in Betreff der höhern Wahrheit geschehen müße? Warum sollten wir also nicht einen als göttlichen Lehrer und Gesandten annehmen, nämlich Jesum, dessen Unterricht wohl gefaßt und verstanden, sich dem menschlichen Verstande und Herzen so sehr empfiehlt, und der menschlichen Glückse-

ligkeit ungemein zuträglich ist. Bey ihm sind wir wenigstens sicher, die Grundlinie und Wahrheiten einer Religion zu behalten, da wir hingegen bey der Annahme eines andern Lehrers in Gefahr sind, nach und nach auch diese zu verlassen und für unsern Glauben keinen Grund und Boden zu finden, darauf wir ruhen können."

Eines Tages saß Heinrich mit Louisen, die eben ihre dreyjährige Tochter, Friederike, an der Brust hatte — denn sie hätte es für pflichtwidrig gehalten, ihr Kind, ohngeachtet der damit verbundenen Beschwerden, nicht selbst zu stillen — in einer Laube des Gartens und unterredete sich traulich mit ihr über die künftige Erziehung des einzigen Pfandes ihrer zärtlichen Liebe, als auf einmal Georg von dem Nebengange mit offenen Armen zu ihnen eintrat. Groß war die Freude des Wiedersehens von beiden Seiten, weil man sich schon einige Jahre nicht gesehen hatte, aber doch

entgieng Louisen der Kummer ihres Gemahls nicht, den er beim Anblick seines Sohns, als des beständigen Beweises seines damaligen nicht geringen Vergehens, nicht ganz bergen konnte. Nun mein lieber Georg, sagte Heinrich, du hast doch auf eine gute Zeit Urlaub erhalten? —

Nein, mein theurer Pflegvater, antwortete Georg — denn so mußte er Heinrich nennen — höchstens nur zwey Tage darf ich mich bey Ihnen aufhalten.

Ich vertausche nur einen alten Werbplatz mit einem neuen, und da sind alle meine Tage berechnet. Blos da mich der Weg bey Ihnen vorbey traf, und ich schon lange meinem Wohlthäter gerne wieder an den Hals gesunken wäre, und weil ich ein Geheimniß meines Herzens in Ihren Schooß legen möchte. Ehe dieß aber geschieht, muß ich ihnen vorher die mir so schmerzlich fallende Nachricht von dem Tod meiner Mutter berichten. Sie hat es

mir sterbend aufgetragen, und Sie und mich gebeten, uns ihrer hinterlassenen Waisen anzunehmen. Thränen des Mitleids quollen aus seinen Augen und Louise sagte: das soll geschehen, welches auch Heinrich mit einem zärtlich dankenden Blick auf sie bekräftigte. Nachdem Georg Friederiken, die auf ihn lächelte, herzlich geküßt hatte, setzte er sich zu ihnen in die Laube und erzählte Folgendes:

In meiner Vaterstadt, wo ich bekanntlich nur ein Jahr auf Werbung lag, und ohne Prahlerey zu sagen, die Liebe aller derer hatte, die mich kannten, lernte ich eine junge Wittwe von drey und dreißig Jahren kennen, der auch Sie nicht unbekannt sind, und die ihre edelmüthige Gesinnung nicht genug loben konnte.

Sie war nämlich das verlassene Mädchen, deren Sie Sich auf Ihrer Reise nach der Akademie so liebevoll annahmen. Lange lebte sie als Magd bey einer adelichen Wittwe in

der Gegend meiner Vaterstadt, weil sie es nicht wagen durfte, ihrem harten Vater unter die Augen zu treten. Endlich kam ihr Geliebter, wurde Handlungsfaktor daselbst, heirathete sie, und vor einem Jahre starb er, weil er sich wirklich zu todt arbeitete, nur um seine Gattin und sich hinlänglich ernähren zu können. Sie werden selbst gefunden haben, daß ihr Geist und Herz gleich gut ist, und ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich sie eben so zärtlich liebe, als sie mich, ob ich gleich um verschiedene Jahre jünger bin als sie, und daß ich nur durch ihren Besitz glücklich werden kann. Auch kann ich Sie versichern, daß mir die Erlaubniß zu meiner Verheirathung vom Regimente nicht erschwert wird. Meinem Glück fehlt also nichts, als Ihre Einwilligung und Ihr Segen.

Ehe wir, mein lieber Georg, von dieser Sache sprechen, sagte Heinrich, hab auch ich dir ein wichtiges Geheimniß zu entdecken, und

so hart mir dieses Geständniß einigermassen ankommt: so kann ich es doch um so ruhiger thun, weil ein edles Herz in deiner Brust schlägt. Du bist mein Sohn, und ich dein Vater! — du bist leider die Frucht einer strafwürdigen Liebe, und hätte ich nicht mein grosses Vergehen, soviel in meinen Kräften stund, möglichst gut gemacht, so würde ich dir, als einer beständigen Erinnerung meiner Unbesonnenheit, noch betrübter ins Auge sehen müssen.

Deine Mutter hat mir verziehen und dein Herz bürgt mir dafür, daß auch deine vorige gränzenlose Liebe gegen mich, deinen Vater, durch diese offenherzige Entdeckung nicht abnehmen wird. O mein Sohn! schon immer wollte das Vaterherz dir sagen, daß du mir mehr als Pflegsohn bist, aber deiner Mutter war ichs, dem ihr eydlich gethanen Versprechen gemäß, schuldig, so lange zu schweigen, bis sie entschlummert wäre, aber deshalb hat-

test du doch in meinem Herzen die nämliche Liebe, die jeder Sohn von seinem leiblichen Vater zu genießen hat — und die ich dir jezt in ihrer ganzen Stärke zeigen kann.

Zum Beweis meiner herzlichen Liebe zu dir, hast du hiemit nicht nur die Versicherung meiner Einwilligung zu deiner Liebe, sondern auch meinen Vatersegen, weil ichs ohnehin für eine Hauptpflicht der Eltern gegen ihre Kinder halte, ihren Neigungen auch hier nicht Schranken zu setzen, wenn anders nicht eine solche Erlaubniß der Kinder wirkliches Unglück befördern würde, und weil ich auch von dir sicher erwarten darf, daß du vorher langsam und ruhig den Gegenstand deiner Liebe geprüft hast. Beinahe ganz schweigend, um den ohnehin schon bekümmerten Vater nicht mehr zu betrüben, drückte der Sohn mit einem stammelnden Danke seinem edlen Vater die Hand, und küßte von dessen Wangen die Thränen des Schmerzens und der Freude zugleich weg.

Und Louise, die Heldin der Tugend, vergoß gleichfalls Thränen der Freude, versicherte ihren Heinrich, daß sie ihn täglich mehr schätze und liebe, sagte auch Georgen ihre herzliche mütterliche Liebe zu, und daß die Einwilligung und der Segen seines Vaters zu seiner Liebe wie aus ihrer Seele gesagt sey.

Wie nun verschiedene Anstalten zur Verheyrathung des Sohns und zur Versorgung seiner Geschwister getroffen waren, rief auf einmal ganz von himmlischer Freude entzückt, Heinrich aus: nun wird doch gewiß durch diese Nachricht jenes harte Vaterherz sich der Tochter wieder öffnen, der Vater zum Bereuen und Gutmachen seines Vergehens gebracht werden, und die Tochter darf nun doch auch hoffen, daß am Sterbebette des Vaters dessen segnende Vaterhände auf ihr Haupt gelegt werden, und sie seine gebrochenen Augen weinend schließen kann.

Da Heinrich nun kein Geheimniß vor Eberhard hatte, also auch dieser um das Ersterzählte

völlig wußte; so erklärte er am Abend vor der Abreise Georgens nach dem Abendessen feierlich, daß er, da er kinderlos die Erde verlassen müße und seine zwey andern Geschwister der Tod in der besten Blüthe der Jahre geraubt habe, und er folglich ohne Erben wäre, Georgen zum Haupterben hier öffentlich ernenne, und zeigte den Anwesenden seine letzte unwiderrufliche Willensverordnung, die er Morgen des Tags an den gehörigen Ort liefern wolle. Auch bat er ihn, daß er schon jezt um seinen Abschied anhalten und nebst seinem Weibe und seinen Geschwistern bey ihm und ganz von dem Seinigen leben solle. Für eine Beleidigung erklärte er heftig jeden Widerspruch.

Ich habe nun meinen Lesern nichts mehr zu erzählen, als daß diese Familien lange in der größten Eintracht ihre Tage, die reich an edlen Handlungen waren, durchlebten, daß Heinrich gegen das Ende seines Lebens ein Vermächtniß von vier und zwanzigtausend Gulden für unehe-

lich gebohrne Kinder, deren Vater völlig unbekannt, oder deren Eltern eigentlich nichts hatten, zu ihrer Erziehung und Versorgung überhaupt, mit Wissen und Willen seiner Gattin stiftete, und daß er endlich vor zwey Jahren, von seiner tiefgebeugten Wittwe und seiner einzigen Tochter Friederike, durch den Tod getrennt worden ist.

Ich fordere euch auf, ihr, die ihr eine göttliche Vorsehung zu leugnen waget, ernstlich zu erwägen, ob ihr in dieser ganzen Geschichte einen bloßen Zufall oder eine blinde Nothwendigkeit erkennen könnt, oder ob ihr euch nicht gedrungen fühlt, wenigstens euch selbst, auch nur heimlich zu gestehen; hier war offenbar Gottes Finger mit im Spiele.

Euch, die das Bewußtseyn grösserer oder geringerer begangener Fehler kränket, tief kränket, lernet daraus zu eurer Beruhigung, daß die Gottheit auch das, was auf unserer Seite unrecht ist, auch immer unrecht bleibt, doch zu Mitteln zu machen weiß, die vieles Gute stiften, welches ohne jenes nicht würde erfolget seyn; lernet daraus, wie man unzählig oft das begangene Böse wirklich gut machen könne, ja daß man es auch gut machen müsse, wenn man auf eine ächt gebesserte

Gesinnung und auf wahre Ruhe des Herzens gerechten Anspruch machen will; und erwäget, wie belohnend ein solches Gutmachen ist.

Ihr endlich, denen das Gutmachen begangener Fehler und Verbrechen, entweder physisch oder moralisch unmöglich ist, verzweifelt deshalb nicht. Ihr könnt, wenn ihr euch nur bewußt seyd, daß ihr dieses Gutmachen nicht würdet unterlassen haben, woferne es euch nicht unmöglich gewesen wäre, — nicht nur gewiß seyn, sondern ihr seyd auch berechtigt unerschütterlich vest zu glauben, daß auch aus eurem Bösen noch ungleich grösseres Gute entstehen wird. Dafür bürgt euch einmal die Weißheit und Güte Gottes, die unmöglich das Böse hätte zulassen können, wenn nicht am Ende grösseres Gute daraus entstehen müßte. Und dann lehrt es euch ja auch die Erfahrung: Was Gott in neun und neunzig Fällen thut, das thut er gewiß auch in dem hundertsten, thut er es auch gleich nicht auf der Stelle, vielleicht hienieden gar nicht; so geschieht es doch gewiß noch, so geschieht es erst jenseits des Grabes noch, und dadurch kann auch eure Ruhe wieder hergestellet werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolf, Peter Philipp, 1761-1808

Licht und Schatten in dem Leben Heinrich Werners

S.l. 1802

P.o.germ. 844 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113870-2